



Die Kunst des Bleibens

Wie Mecklenburg-Vorpommern
mit Kultur gewinnt

WOLF SCHMIDT

Mit Reportagen von

MORITZ BAUMSTIEGER

Die Kunst des Bleibens

Wie Mecklenburg-Vorpommern
mit Kultur gewinnt

WOLF SCHMIDT

Mit Reportagen von

MORITZ BAUMSTIEGER



Inhalt

- 6 **Einleitung**
Christof Eichert und Roland Löffler
- 9 **Die Kunst des Bleibens**
Wie Mecklenburg-Vorpommern mit Kultur gewinnt
Wolf Schmidt
- 62 **11 Thesen**
Wolf Schmidt
- Reportagen von Moritz Baumstieger*
- 64 **Auferstanden aus Ruinen**
- 70 **Mein Paradies, die Pampa**
- 76 **„Man muss sich seine Perspektive selbst schaffen“**
Moritz Baumstieger im Gespräch mit Matthes Günther
- 81 **Das Kultur-Cluster**
- 86 **Die Autoren / Der Fotograf**
- 88 **Geografische Übersicht**
- 90 **Die Herbert Quandt-Stiftung**

IMPRESSUM

Herausgeber
Herbert Quandt-Stiftung
Am Pilgerrain 15
D-61352 Bad Homburg v. d. Höhe
Tel: +49 (0) 6172 404-500
Fax: +49 (0) 6172 404-545
info@herbert-quandt-stiftung.de
www.herbert-quandt-stiftung.de

Redaktion
Dr. Roland Löffler
Stephanie Hohn

Bildnachweis
Titel: picture alliance / ZB
Mika Schmidt

Gestaltung und Satz
Stählingdesign, Darmstadt

©Herbert Quandt-Stiftung, 2012

ISBN 978-3-937831-23-7

Einleitung

Es gibt den Traum der Weite, der unberührten Landschaft, der Ruhe an der Ostsee. Mecklenburg-Vorpommerns Küste ist ein Sehnsuchtsland für viele Menschen aus den Ballungsgebieten der Republik – und dies nicht erst seit der Wende. Usedom und Rügen waren schon vor dem Krieg die klassischen Ausflugsziele der Berliner und Hamburger, die sich dann nach der Teilung der Côte d’Azur, der Adria und den Balearen zuwandten.

Der neue Tourismusboom im deutschen Nordosten darf aber nicht über schwerwiegende wirtschaftliche und soziale Herausforderungen hinwegtäuschen: Mecklenburg-Vorpommern (kurz: MV) ist eines der strukturschwächsten Bundesländer und leidet wie kaum ein zweites unter den Problemen der Abwanderung und des demografischen Wandels. Zur Zeit der Wende war es das jüngste Bundesland, heute ist es das älteste. Das, was in MV zu beobachten ist, kann jedoch leicht auf andere ländliche Gebiete Deutschlands und Europas übertragen werden: Der adäquate Umgang mit Peripherie ist eine der nicht einfach zu lösenden Zukunftsaufgaben unserer Gesellschaft.

Der Staat wird eine derart komplexe Gemengelage nicht alleine lösen können, er braucht engagierte Bürger und eine aktive Zivilgesellschaft, die sich gezielt und verantwortungsbewusst zum Wohle aller einbringen will – und dabei möglicherweise auch Forderungen stellt, wie Probleme besser gelöst werden könnten. Die Herbert Quandt-Stiftung versteht sich als ein solcher aktiver Akteur der Zivilgesellschaft. Sie hat sich vorgenommen, in den kommenden fünf Jahren Menschen und Organisationen in MV zu unterstützen, die innovativ und nach vorne blickend konkrete Fragestellun-

gen ihrer Kommunen und Regionen voranbringen wollen: im Sozialbereich, in politischen und kirchlichen Gemeinden, Schulen, durch Bildungsangebote, als bürgerschaftlich Engagierte und auch auf dem Gebiet von Kunst und Kultur.

„Bürger.Innen.Land. Für eine aktive Zivilgesellschaft in Mecklenburg-Vorpommern“ lautet das Programm, das gegenwärtig in Greifswald, Anklam, Demmin, Lalendorf und in Schwerin startet und in den nächsten Jahren mit den lokalen Partnern vor Ort wachsen wird. Einer der Partner ist die Mecklenburger AnStiftung mit ihrem Stiftungsratsvorsitzenden Dr. Wolf Schmidt an der Spitze. Er gilt als ausgewiesener Kenner des Landes, als Experte für Kunst und Kultur und ist einer der führenden Stiftungsexperten in Deutschland. Wir freuen uns, ihn als Autor für diese Publikation gewonnen zu haben. Mit der AnStiftung wird die Herbert Quandt-Stiftung eine Denkwerkstatt errichten, in der fünfzehn führende Multiplikatoren eine handlungsorientierte Zukunftsvision für die Bürgergesellschaft in Mecklenburg-Vorpommern entwickeln werden. Kein Regierungsprogramm, sondern eine Initiative von unten für alle.

In dem vorliegenden Essay entwirft Wolf Schmidt nicht weniger als eine kulturpolitische Landesstrategie, die bisher in MV fehlt. Es ist ein Angebot an die Landespolitik und die Kommunen, aber auch an die Kunstschaffenden selbst. Das zeigt seine hohe Wertschätzung der laufenden Aktivitäten von Künstlerinnen und Künstlern des Landes, die er breit dokumentiert und mit neuen konzeptionellen Ansätzen zusammenführt: Schmidt entwickelt MV als „Garten der Metropolen“ weiter, plädiert für eine positive Gentrifizierung des ländlichen Raumes durch „Kulturgenussmenschen“ aus den Ballungsräumen, für eine Interaktion zwischen Zentrum und Peripherie, die wohlhabende Menschen mit Natur- und Kultursehnsüchten in den Nordosten lockt. Denn: Mecklenburg-Vorpommern hat nicht nur über 200 Museen, 14 Theater, 250 Chöre, 90 Rockbands, 42 Galerien, 27 Festivals, darunter das große und international anerkannte Festival Mecklenburg-Vorpommern, zu bieten, sondern auch ganz viel „Kunst von unten“, die identitätsstiftend auf ganze Landstriche wirkt. Auch namhafte Künstlerinnen wie die Bildhauerin Ines Diederich oder die Malerin Miro Zahra haben sich hier niedergelassen.

Mecklenburg-Vorpommern braucht eine Landeskulturstiftung, argumentiert Wolf Schmidt, sollte Kultur einen höheren landespolitischen Rang einräumen und sich vermehrt um potenzielle Stifter aus anderen Teilen der Bundesrepublik bemühen. Denn: Bei nur rund 160 Stiftungen kann ein Stifter mit einer Neugründung in MV wirklich etwas bewirken und Profil gewinnen, was bei über 1000 Stiftungen allein in Hamburg sehr viel begrenzter möglich wäre.

Kultur erscheint in Zeiten der Euro- und Finanzkrise, der Energiewende, der Rentendiskussion als „weiches Politikfeld“, das man pflegt, wenn die anderen Themen erledigt sind. Sie sind nur nie erledigt. Und: „weiche“ Aspekte haben heute einen großen Einfluss auf sogenannte „harte Standortfaktoren“. Denn Menschen brauchen Referenzräume, die Phänomene erklären, Perspektivwechsel ermöglichen, Sinn stiften oder den Himmel aufreißen für Visionen. Das kann Kunst – auch und gerade im ländlichen Raum. Deshalb sind Wolf Schmidts Thesen zwar in und für Mecklenburg-Vorpommern entwickelt, aber durchaus übertragbar auf die vielen anderen wertvollen Peripherien unseres Landes mit ihren je eigenen Künstlern. Mögen Wolf Schmidts Ausführungen die notwendige Diskussion zur Bedeutung von Kulturpolitik im ländlichen Raum voranbringen.

*Dr. Christof Eichert, Vorstand der Herbert Quandt-Stiftung
Dr. Roland Löffler, Themenfeldleiter „Bürger und Gesellschaft“ der
Herbert Quandt-Stiftung*

Bad Homburg/Berlin im November 2012

Die Kunst des Bleibens

Wie Mecklenburg-Vorpommern mit Kultur gewinnt

WOLF SCHMIDT

Mecklenburg-Vorpommern als Naturparadies, das kann man sich vorstellen. Aber als Kulturland? Das klingt trotz Schlössern, Backsteingotik und Festspielen übertrieben. Doch immer mehr Menschen sind dabei, das Land mit Kunst und Kultur als „Garten der Metropolen“ neu zu bestimmen. Was sich hier entwickelt, ist entscheidend für einen Aufschwung im Nordosten. Anderswo gibt es dafür den Begriff der „Gentrifizierung“. Eine Einladung, neue Perspektiven für das Leben in Mecklenburg Vorpommern zu entdecken.

1. Herausforderung Migration

Mecklenburg-Vorpommern hat eine Tradition der Abwanderung. Seit dem 19. Jahrhundert ist dieses Land eines der stärksten Auswanderungsgebiete in Europa gewesen. Menschen aus Mecklenburg und Pommern sind dort hin gegangen, wo freies Land lockte, z. B. nach Nord- und Südamerika. Oder sie haben sich Arbeit in den nahen Metropolen Hamburg und Berlin gesucht. Hamburgs Arbeiterstadtteil Barmbek trug zu Kaisers Zeiten den Spitznamen „Hauptstadt Mecklenburgs“. Dort lebten mehr Mecklenburger als in Schwerin oder gar Neustrelitz, dem Sitz des zweiten Mecklenburger Herzogshauses.

Mecklenburger gingen überall hin, die wenigsten aus Neugier und Abenteuerlust wie der Troja-Entdecker Heinrich Schliemann. Die Not trieb sie

aus dem Lande. Der Großgrundbesitz in der Landwirtschaft bot für die zahlreichen Landarbeiterkinder keinen Entwicklungsraum auf dem Lande und die Schornsteine moderner Industrie rauchten anderswo stärker. Das heutige Mecklenburg-Vorpommern schickte damals Überschüsse in Form von Getreide, Vieh und Menschen auf den deutschen und den Welt-Markt.

Inwieweit das früher „gut ging“, sei dahingestellt. Fest steht: Heute ist Abwanderung zu einem massiven Problem geworden. Dieses Heute dauert nun schon über zwanzig Jahre. Es gibt genug Experten, die den Bevölkerungsverlust durch Abwanderung und den Sterbeüberschuss für weitere Jahrzehnte hochrechnen. In Mecklenburg-Vorpommern leben derzeit 1,6 Millionen Menschen – weniger als in Hamburg. Die Bertelsmann-Stiftung prognostiziert einen weiteren Bevölkerungsverlust von einhunderttausend Personen bis 2020 und noch einmal einhunderttausend bis 2030.

Eine schrumpfende Bevölkerung in einem dünn besiedelten Flächenland bedeutet: Es wird immer schwieriger und teurer, gewohnte Infrastruktur für weniger Menschen aufrecht zu erhalten. Kinder brauchen auf dem Weg zur Schule mehr Zeit, Bahnhöfe werden geschlossen, Krankenwagen und Feuerwehr brauchen länger, das Wasser wird teurer, Einkaufen wird zur Tagesreise. Schon die bloße Annahme, dass die Bevölkerungszahlen zurückgehen, setzt eine Abwärtsspirale in Gang. Warum heute investieren, wenn es sich in ein paar Jahren nicht mehr lohnt? Wie dramatisch die Entwicklung ist, zeigt sich daran: Mecklenburg-Vorpommern war bei der Wende 1989/90 das Bundesland mit der jüngsten Bevölkerung, heute hat es den höchsten Altersdurchschnitt.

Die politischen Antworten auf diese Entwicklung waren lange fatalistisch oder defensiv. Defensiv heißt, primär auf Abwanderung zu schauen. Aber das Problem des Landes heißt in Wirklichkeit nicht zu viel Abwanderung, sondern zu wenig Zuwanderung.

Tatsächlich hat das Land zwischen Elbe und Oder nicht nur eine Tradition der Abwanderung. Es ist stark geworden durch Immigration. Im Mittelalter sind in die dünnbesiedelten slawischen Gebiete Bauern und Handwerker aus Westfalen eingewandert. Zuwanderung hat Mecklenburg

und Vorpommern geprägt. Die größte Zuwanderungswelle liegt noch keine siebenzig Jahre zurück. Krieg, Flucht und Vertreibung brachten hunderttausende „Neubürger“ in Städte und Dörfer. Nie zuvor und nie danach hatte Mecklenburg-Vorpommern so viele Bewohner wie 1945/46: 2,1 Millionen. So dürfte es heute schwerfallen, eine Familie in Mecklenburg-Vorpommern zu finden, die nicht in den Nachkriegsgenerationen einen „Migrationshintergrund“ aufweist.

Zuwanderung ist auch heute keine unrealistische Idee. In den Statistikdebatten taucht meist allein der Wanderungsverlust von ca. 180.000 Einwohnern auf. Dahinter stehen 850.000 Abwanderungen aus MV, aber auch 670.000 Zuzüge seit 1989. Auch wenn unter den Zuzügen viele zurückgekehrte „Landeskinder“ sind, zeigt die Zahl eine weitgehend übersehene Dynamik, an die anzuknüpfen ist.

Mecklenburg-Vorpommern hat im Bundesvergleich die geringste Bevölkerung pro Fläche. Durchschnittlich 70 Einwohner leben hier pro Quadratkilometer, in den bevölkerungsärmsten Gebieten wie dem ehemaligen Landkreis Mecklenburg-Strelitz sind es sogar nur 37 Einwohner¹. Zum Vergleich: In Nordrhein-Westfalen leben im Durchschnitt über 500 Menschen pro Quadratkilometer.

Wie kann es gelingen, ein solches Land zu bevölkern? Bevölkern in dem Sinne, dass hier Menschen leben. Ob diese Menschen von hier stammen oder neu hinzukommen, ob sie ihr ganzes Leben hier verbringen oder nur einen Lebensabschnitt, das kann zweitrangig bleiben.

Die Öffentliche Hand hat vieles versucht: Das ganze Land wurde nach 1989 runderneuert. Milliarden-Förderungen sind in Industrie- und Infrastruktur-Projekte geflossen, die Landwirtschaft ist mit gewaltigen Subventionen gepöppelt worden. Eine Rückholagentur „mv4you“ wurde gegründet. Und dennoch: Die postsozialistische Abstimmung mit den Füßen konnte durch all das nicht aufgehalten werden.

¹ Aus Gründen der leichteren Lesbarkeit verzichtet die Herbert Quandt-Stiftung in ihren Publikationen auf die geschlechterspezifische Differenzierung. Entsprechende Begriffe gelten im Sinne der Gleichbehandlung für beide Geschlechter.

Wer nach diesen Erfahrungen Neues wagen, wer Zuwanderung stärken will, darf nicht länger auf die Füße schauen. Endlich gehört der Kopf in den Mittelpunkt, der Sitz von Gefühlen und Träumen, Fantasien und Visionen ist. Der Kopf, in dem eine Vorstellung von einem Mecklenburg-Vorpommern entsteht, die attraktiv genug ist, zum Bleiben und auch zum Kommen zu verführen.

„Wenn du mit anderen ein Schiff bauen willst, dann beginne nicht, mit ihnen Holz zu sammeln, sondern wecke in ihnen die Sehnsucht, nach dem weiten unendlichen Meer.“ Antoine de Saint-Exupéry hat damit in „Der kleine Prinz“ treffend beschrieben, worauf es ankommt, wenn man etwas in Bewegung setzen will. Mit anderen Worten: Was könnte die Sehnsucht sein, um das Schiff Mecklenburg-Vorpommern flott zu bekommen?

Der Essay „Kunst des Bleibens“ entwirft dazu eine Vision, die auf drei Säulen ruht: erstens den kulturellen Reichtum des Landes bekannt zu machen und zu fördern, zweitens brachliegende Baukultur wieder in Wert zu setzen und drittens Kulturliebhaber und Genussmenschen mit privatem Geld (nicht kühl rechnende Investoren!) ins Land zu locken. Gelingt dies in Abwandlung dessen, was in sozial abgestiegenen Stadtvierteln als Gentrifizierung bezeichnet wird, dann gibt es auch gute Perspektiven für die Menschen, die bisher in MV geblieben sind.

Die „Kunst des Bleibens“ wird in mehreren Dimensionen entfaltet: Aus der Perspektive der Kunst mit „Kommen und Gehen“, „Gastfreundschaft der Kultur“ und dem „weiten Feld“ der Sparten und Qualitäten. Es folgen der gesellschaftliche Beitrag der Kunst als „Bürgerengagement“ und schließlich die Lebensbedingungen von Kunst zwischen „Prekariat und Romantik“. Ein Perspektivwechsel führt zum eher touristischen „Kulturgenuss im Garten der Metropolen“ sowie zum „Kulturerbe“ von Gebäuden und Gärten. Daraus baut sich ein Ansatz von „Gentrifizierung“ durch wohlhabende Zuwanderung auf. Nach einem Exkurs zur Rolle privater „Gemeinnützigkeit“ werden schließlich einige Handlungsvorschläge für die „Politik“ skizziert.

Die angesprochenen Gesichtspunkte gelten mehr oder weniger für die meisten peripheren Regionen im In- und Ausland, die auf kulturelle

Entwicklungsstrategien setzen. Die angeführten Beispiele sind auf MV bezogen. Weit entfernt von einem Vollständigkeitsanspruch mögen sie belegen, dass die Kunst des Bleibens in Mecklenburg und Vorpommern nicht erst entwickelt, sondern nur entdeckt werden muss.

2. Gehen und Kommen – Künstlermigration als strategisches Paradigma für Mecklenburg-Vorpommern

„Meer, Strand und Himmel als Sehnsuchtsziel und Zufluchtsort der Künstler seit Edvard Munch“ – unter diesem Titel stand 2005 die Landeskunstschau des Künstlerbundes Mecklenburg und Vorpommern e.V. Im Mecklenburger Künstlerhaus Schloss Plüschow wurden nicht nur alte wie neue Bilder und Objekte zum Thema gezeigt. Es gab auch eine aufwühlende Podiumsdiskussion zur Eröffnung. Sie thematisierte nicht allein, was Maler am wechselnden Licht hoher Himmel im Norden fasziniert und wie die Reizarmut schwach besiedelter Landstriche Inspiration und Fokussierung unterstützen kann. Es ging vor dem Hintergrund der gerade auf dem Höhepunkt befindlichen Abwanderungsdebatte auch um die Frage, was zu tun sei, um Künstler in Mecklenburg-Vorpommern zu halten.

Natürlich gab es unterschiedliche Meinungen. Aber die Tendenz ging gerade nicht dahin: Wenn schon alle gehen, muss man wenigstens Kunstschaffende in Mecklenburg-Vorpommern halten. Überzeugend war vielmehr die Argumentation: Wer in diesem Land aufgewachsen ist, muss als Künstler dringend in die Welt hinausgehen. Umgekehrt muss sich das Land interessant machen für Künstler, die hier Anregungen, passende Lebens- und Arbeitsbedingungen sowie öffentliche Aufmerksamkeit finden möchten.

Was damit abstrakt beschrieben ist, lässt sich mit langen Listen bekannter Künstlernamen füllen. Viele, die in Mecklenburg-Vorpommern ihre Wurzeln haben, wären wohl nicht so berühmt geworden, wenn sie nicht an der Fremde gewachsen wären. Das gilt nicht nur für das 19. Jahrhundert mit Malern wie Caspar David Friedrich oder Philipp Otto Runge, Schriftstellern wie Fritz Reuter, Ernst Moritz Arndt und Johann Heinrich Voß oder dem Komponisten Friedrich von Flotow. Das 20. Jahrhundert hat Architekten wie Heinrich Tessenow, Autoren wie Uwe Johnson, Wolfgang Koeppen,

Walter Kempowski oder Hans Fallada außerhalb der Landesgrenzen zur Bedeutung gebracht. Unter den Zeitgenossen seien der Bildhauer Günther Uecker, der Aktionskünstler HA Schult, die Filmemacher Andreas Dresen und Hans Jürgen Syberberg als Beispiele genannt. Und die gefeierte Nachwuchsautorin Judith Zander aus Anklam musste vielleicht nach Berlin gehen, um einen heimatlichen Dorfroman unter dem Titel „Dinge, die wir heute sagten“ schreiben zu können.

Für die meisten von ihnen bedeutete und bedeutet das Verlassen des Landes nicht die Aufgabe innerer Verbundenheit. Uecker etwa hat seinen Wohnsitz in Düsseldorf, betont aber seine Mecklenburger Herkunft, seine künstlerische Ausbildung in Wismar und seine Liebe insbesondere zur Halbinsel Wustrow, wo er sein Sommerhaus leidvoll aufgeben musste, weil eine kurzsichtige Entscheidung der Landesregierung die gesamte Halbinsel den großwahn sinnigen Plänen eines überforderten Investors opferte.



Kunstwerk der Metallbildhauerin Takwe Kaenders auf dem Rothener Hof.

Umgekehrt haben zugezogene Künstler das Land unendlich bereichert. Was wäre das Kunstland Mecklenburg-Vorpommern zum Beispiel ohne Karl Friedrich Schinkel und Carl Gustav Carus, Edvard Munch, Otto Mueller und Lovis Corinth, ohne George Grosz, Otto Niemeyer-Holstein und Ernst Barlach, ohne Hoffmann von Fallersleben und Gerhard Hauptmann, Brigitte Reimann oder Christa Wolf? Lyonel Feininger schrieb 1951 in den USA: „Pommern und die Ostsee waren für mein ganzes Schaffen mitbestimmend und ich zehre noch jetzt von den Erlebnissen, die ich dort hatte. Hier gibt es nichts, was damit zu vergleichen wäre.“

Gerade Kunstschaffende mit dem Schatzsucher-Blick des Fremden entdecken Stärken und Potenziale ihrer neuen Heimat. Was eingewanderte Künstler heute an landesweit – und darüber hinaus – beachteten Projekten nicht nur zur eigenen Selbstverwirklichung, sondern zur Regionalentwicklung leisten, demonstrieren z. B. die tschechische Malerin Miro Zahra mit dem Mecklenburger Künstlerhaus Schloss Plüschow und die rheinische Metallbildhauerin Takwe Kaenders als Gründerin des „Rothener Hof“.

Wenn die Mecklenburger AnStiftung in ihren Thesen zur Landesentwicklung schreibt, Mecklenburg-Vorpommern sei attraktiv für „Raumpioniere“, die den „Luxus der Leere“ nutzen, dann können Zahra und Kaenders dafür als Protagonistinnen gelten.

Landeskinder, die in die Welt hinausziehen, Fremde, die mit Ideen und Energien neu ins Land kommen – das ist nicht nur in Kunst und Kultur ein Erfolgsansatz. Er lässt sich auch in Wissenschaft und Wirtschaft historisch gut belegen. Heinrich Schliemann, Rudolph Karstadt, die Stralsunder Kaufmannsfamilie Wertheim oder Ludwig Bölkow, stehen für die, denen das Land zu eng wurde. Ins Land gekommen sind zum Beispiel Pioniere der Luft- und Raumfahrt. Anthony Fokker, Claude Dornier, Ernst Heinkel, Wernher von Braun haben hier den Luxus der Leere – freie Flächen zum Fliegen – in besonderer Weise gesucht.

Vor diesem Hintergrund wäre eine Landespolitik gut beraten, Ausbildung und Studium außerhalb der Landesgrenze positiver zu sehen und nicht nur das Risiko dauerhaften Abwanderns zu fürchten. Eine entspanntere

Haltung zum tradierten Phänomen der Abwanderung muss allerdings einhergehen mit einer fantasievollen aktiven Zuwanderungspolitik – ob nun im Blick auf Wissenschaftler oder Startups, Studierende oder wohlhabende Senioren, Freiberufler oder eben Kunstschaffende. Die Kunst des Bleibens besteht in der Verführung zu kommen, sich niederzulassen, sich wohlzufühlen. Was sie nicht will, ist Klammern an einem provinziellen Dasein.

3. Die Gastfreundschaft der Kultur

Man stelle sich ein freundliches Frühsommerwochenende vor, eine Landpartie mit Auto oder Fahrrad – weit und breit keine Gastronomie, um einen Kaffee zu trinken. Aber plötzlich sieht man einen gelben Schirm an einem einsamen Gehöft, hält und wird von gastfreundlichen Menschen empfangen. Sie haben im Garten Kaffee und Kuchen für Besucher gedeckt, ihr Kunstatelier geöffnet und eine kleine Werkschau zusammengestellt. Man schaut sich um, diskutiert das Gesehene (und vieles andere), genießt. Vielleicht kauft man sogar ein Teil, ob nun Ring oder Holzskulptur, Töpferwaren, Aquarell oder Filz und Seide. Wer nur neugierig ist, ist nicht weniger willkommen.

Das ist keine schöne Illusion, sondern Realität, die Jahr für Jahr das Land stärker prägt. Flaggschiff dafür ist die Aktion „Kunst:Offen“.

Es war Pfingsten 1995, als einige Künstler, Aussteller und Touristiker in Greifswald nach dem schwedischen Vorbild Konstrundan, einer österlichen Kunstwoche in Skåne, in Ateliers einluden. Seitdem hat sich die Idee Jahr für Jahr ausgeweitet und seit 2004 das gesamte Bundesland erfasst.

An Pfingsten 2012 haben rund sechshundert Teilnehmende ihr künstlerisches oder kunsthandwerkliches Schaffen in vierhundert Ateliers, Kunst- und Ausstellungshäusern zehntausenden Besuchern präsentiert. „Kunst:Offen“ ist auch eine Gelegenheit für Einheimische zu schauen, was ihre geheimnisvollen Nachbarn treiben, und es vernetzt die Kulturszene in Mecklenburg-Vorpommern. Vor allem aber zieht „Kunst:Offen“ eine wachsende Zahl von Enthusiasten aus ganz Deutschland und den Nachbarländern an, die diese Abwechslung zum konventionellen Kunstbetrieb

zwischen Vernissage und Finissage genießen, sich auf Entdeckungen aller Art freuen, die familiär-gastfreundliche Atmosphäre großartig finden und das Land lieben lernen.

Die Verbindung von ländlichem Leben und Kunst ist natürlich keine neue Erfindung. Die Bewegung der Freiluftmalerei z. B. der Malerkolonie von Barbizon im Wald von Fontainebleau sowie die Impressionisten und Expressionisten haben sie bereits im 19. und frühen 20. Jahrhundert populär werden lassen. Die neuen Verkehrsverbindungen mit Eisenbahn und dann Auto ließen den Weg von Paris in die Normandie oder Frankreichs Süden zusammenschmelzen. So entstand eine Symbiose zwischen hauptstädtischen Salons und ländlicher Peripherie.

In Deutschland ist in dieser Zeit Worpsswede im Teufelsmoor nahe Bremen durch Fritz Mackensen, Otto Modersohn, Heinrich Vogeler, Paula Modersohn-Becker und andere als Künstlerkolonie berühmt geworden. Emil Nolde hat mit dem nordfriesischen Seebüll seinen Traum ländlichen Lebens verwirklicht.

Auch Mecklenburg-Vorpommern hat schon damals seine Künstlerdörfer gehabt. Ahrenshoop an der Ostsee hat diese Tradition über die DDR-Jahre bis heute bewahrt und verstärkt sie nun mit dem großen Projekt eines neuen Museums. Dem Standort Ahrenshoop hat sicher die Strandlage geholfen. Das gilt erst recht für Hiddensee, das sich seit den 1890er Jahren zur Künstlerinsel entwickelte, die zahlreiche Schriftsteller, Maler, Schauspieler, aber auch Wissenschaftler anzog. Der bekannteste Hiddenseebewohner ist wohl Gerhard Hauptmann. Aber auch Asta Nielsen, Carl Zuckmayer, Joachim Ringelnatz, Otto Mueller und Erich Heckel, Max Reinhardt, Helene Weigel, Albert Einstein oder Gret Palucca fühlten sich hier wohl.

Hiddensee wie Ahrenshoop boten eine attraktive Abwechslung zum gewohnten Städtischen, vermittelten eine Idee des Gesunden und Natürlichen und ermöglichten gleichzeitig interessante Begegnungen mit Künstlerkollegen wie kunstsinnigen Gästen. So verabschiedete man sich nicht vom Markt der Kunden und Bedeutsamkeiten, pflegte ihn vielmehr auf andere Art weiter. Weniger dauerhaft gelang dies in dem idyllischen

Ackerbürgerstädtchen Schwaan, wo sich an der Warnow die einzige Künstlerkolonie Mecklenburgs im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts herausbildete. Schwaans große Kunstzeit endete schon mit dem Ersten Weltkrieg, als mehrere führende Vertreter zum Kriegsdienst eingezogen wurden. Die Kunstmühle Schwaan pflegt das Erbe bis heute und macht das Städtchen immer noch anziehend.

Die eingangs beschriebene, kunstsinnige Landpartie war eine Angelegenheit von Freundeskreis und enthusiastischen Netzen. Den Charme der Scheune für ein breites Kulturpublikum zu erschließen, dieses Verdienst ist wohl am ehesten Justus Frantz mit seinem Schleswig-Holstein-Musikfestival (SHMF) zuzuschreiben. Gestartet 1986, entwickelte sich die Idee zu einem Renner, fernab der Musiktempel, aber mit internationaler Besetzung Konzerte im rustikalen Ambiente zu veranstalten. Weit über einhunderttausend Menschen nehmen seit Jahren jede Saison am Festival teil. Mit dem SHMF wurde die Kunst-Tour aufs Land für die Musik „eventisiert“ und ein vielfach kopiertes Modell für zahlreiche Regionen Deutschlands geschaffen.

Bei den Protagonisten des Schleswig-Holsteiner Projekts liegen auch die Wurzeln für das erfolgreichste landesweite Kulturevent Mecklenburg-Vorpommerns, die Festspiele Mecklenburg-Vorpommern. Die Idee wurde bereits Weihnachten 1989 mit einem Besuch von Justus Frantz und dem heutigen Festspielintendanten Matthias von Hülsen bei Michael Bunnern, dem Pastor der Heiligen-Geist-Kirche in Wismar, geboren. 1990 gegründet, konnten die Festspiele im Jahre 2011 68.000 Gäste zählen, davon knapp die Hälfte von außerhalb des Bundeslandes.

Für Konzerte braucht man Räume und natürlich bieten sich dafür in Mecklenburg-Vorpommern die zahlreichen Kirchen an – von St. Georgen in Wismar bis zu uralten Feldstein-Kirchen auf dem Dorf. Und wie immer benötigen solche Veranstaltungen Gastronomie und Hotellerie. Aber auch Konzerte in privaten Räumen für ein öffentliches Publikum gibt es nicht wenige. So hat der erfolgreiche Anwalt und Mäzen Gerd Schäfer in seinem Herrenhaus im vorpommerschen Landsdorf einen Spielort in privater Atmosphäre geschaffen, der sein mäzenatisches Künstlerprogramm „Sincure Landsdorf“ publikumswirksam ergänzt.



Rothener Mühle: Der Naturgarten lädt zum Verweilen ein.

Am Beispiel Schäfers wird zugleich eine Variante kultureller Gastfreundschaft deutlich. Es gibt nicht nur das offene Haus von Künstlern, die Zugang zu ihrem Atelier oder Stätten ihres Schaffens und gleichzeitig Einblicke in ihr Leben, ihre Einrichtung, ihren Garten, ihre Küche geben. Nicht weniger attraktiv ist die Einladung von Künstlern und gegebenenfalls Publikum in private Landsitze, seien es größere Einfamilienhäuser, Bauernhöfe, Herrenhäuser, Mühlen und ähnliche Bauzeugen historischen Gewerbes oder veritable Schlösser. Man mag dies als einen Rest höfischer Kultur begreifen, als Künstler vom Adel angeworben wurden oder sich zumindest für eine Zeit dort aufhielten. Kunstförderung ergänzte sich dabei mit dem Eigeninteresse der Gönner, Abwechslung in den Alltag zu bringen und ihr gesellschaftliches Ansehen zu steigern. Ein Konzept, dessen Grundgedanke auch heute noch Sinn macht: Wer irgendwo zwischen Elbe und Oder dörfliche Idylle ohne S-Bahn-Anschluss zur nächsten Lesung, Vernissage oder Performance genießt, holt sich (und anderen!) die Kunst eben ins Dorf.

Wenn ein Mäzen vom Format Gerd Schäfers fehlt, bleibt immer noch die Möglichkeit, einen örtlichen Kulturkreis zu bilden und mit vereinter Kraft Live-Begegnungen mit Kunst aufs Land zu holen. Allein 68 Kunstvereine und -verbände weist das „Kulturportal MV“ nach. Sie bereichern Schlösser und Kirchen, Scheunen und Mühlen mit einer bunten Vielfalt von Kultur. Selbst bedeutende Herzogsschlösser wie Wiligrad am Schweriner See wären ohne das ehrenamtliche Engagement solcher Vereine ziemlich tot.

Für die Ausstrahlung des Landes bleiben aber neben den Festspielen Aktionen wie „Kunst:Offen“ bestimmend. Mittlerweile gibt es sogar eine Reihe ähnlicher Projekte. Unmittelbar aus „Kunst:Offen“ hat sich „Kunst Heute“ entwickelt. Eine Gruppe von Künstlern um den Künstlerbund Mecklenburg-Vorpommern war unzufrieden mit dem Profil von „Kunst:Offen“. Aus ihrer Sicht war die Grenze zu Kunstgewerbe und Hobbykünstlern zu durchlässig. Deshalb wurde 2008 ein Alternativ-Angebot gestartet. Was ursprünglich wie eine Gefahr für den Bestand von „Kunst:Offen“ aussehen konnte, hat sich mittlerweile zu einer glücklichen Ergänzung entwickelt. „Kunst:Offen“ steht am Anfang der Sommer-Saison, „Kunst Heute“ mit 82 Veranstaltungsorten und 200 bildenden Künstlern (2011) in enger Kooperation mit Museen am letzten Oktober-Sonnabend. Beide Aktionen ermöglichen den persönlichen Kontakt zu Künstlern und entführen Kunstinteressierte zu Orten in Mecklenburg und Vorpommern, die sie ohne eine solche Verführung wohl kaum aufsuchen würden.

Obwohl auch bei den beiden Wochenenden offener Ateliers immer Keramiker dabei sind, hat sich zusätzlich ein „Tag der offenen Töpferei“ etabliert. Er entstand 2006 zunächst in Sachsen, Thüringen und Nordrhein-Westfalen. 2008 hat sich Mecklenburg-Vorpommern der Initiative angeschlossen und steht mit den teilnehmenden hauptberuflichen Keramikern mittlerweile an der Spitze aller Bundesländer.

Der „Tag der offenen Töpferei“ findet immer am zweiten März-Wochenende statt und bildet für viele Besucher die erste Ausfahrt im Jahr. Begrüßt werden sie von den Künstlern mit Kaffee und Kuchen, natürlich gehört eine Führung dazu und häufig können die Gäste – und ihre Kinder – auch selbst Material ausprobieren. Solche Aktionen sind vielerorts ein Ereignis,

das ein Dorf mit der Welt verbindet. Als Beispiel sei Dambeck genannt, schon ein Künstlerwinkel der DDR-Jahre, wo die Töpfermeisterin Christiane Gregorowius 2011 beim „Tag der offenen Töpferei“ mehr Gäste zählen konnte als das Dorf Einwohner hat. Beim nächsten Töpfertag 2013 wollen sich in ganz Mecklenburg-Vorpommern schon ca. neunzig Töpfereien beteiligen.

Zu den offenen Ateliers und dem musikalischen Angebot in mehr oder weniger privatem Ambiente kommen die „Offenen Gärten“, die eine wachsende Anziehung ausüben und bereits liebevoll gestaltete Bildbände hervorgebracht haben.

2007 entschlossen sich erstmals Gartenfreunde, landesweit am selben Juni-Wochenende private Nutzgärten, Pfarrgärten, Bauerngärten, aber auch Parkanlagen allen Gästen zugänglich zu machen. 2012 waren an insgesamt ca. 140 Orten die Gartenpforten geöffnet. Nicht selten sind die Gartenenthusiasten auch Künstler wie Johannes und Renate Schürmeyer. Sie beschreiben ihr Projekt in Jeese so:

Eine Mischung aus Nutz- und Blumengarten sowie Wildwuchs erwartet die Besucher. Die Grenzen bleiben in stetiger Veränderung. Alles ist willkommen, was wächst. Zwischen den Pflanzen gedeihen „einfache“ künstlerische Objekte auch von intensiver Farbigkeit. Unser Garten ist Atelier und Ausstellungsraum. Vervollständigt wird das Bild durch die umgebaute Schmiede und ein Gewächshaus mitten im Garten. Wir freuen uns auf interessierte Gäste, lebhaftige Gespräche über Kunst und mehr.

Die Aktion „Offene Gärten“ wird flankiert von der „Gartenroute Mecklenburg-Vorpommern“. Sie umfasst bisher ca. zwanzig Parks und größere Gärten, eher in einer anderen Liga als die in den „Offenen Gärten“ vorherrschenden Hobbyprojekte. Zur Gartenroute gehört z. B. der Garten Lüttenort, den der Maler Otto Niemeyer-Holstein nach seiner Flucht aus Berlin 1933 über fast ein halbes Jahrhundert anlegte und pflegte. Im Unterschied zu den „Offenen Gärten“ empfängt die Gartenroute Gäste über das ganze Jahr oder zumindest während des Sommers. Unter der Marke „Sonntagsgrün“ bietet die Journalistin Beate Schöttke-Penke im nordwest-

mecklenburgischen Drispeth neben der Besichtigung des eigenen Gartens landesweite Garten-Kultur-Reisen an.

Zusätzlich zu den landesweiten Initiativen etablieren sich auch immer mehr lokale und regionale Projekte kultureller Gastfreundschaft. „Kunststück GARTEN“ nennt sich ein Projekt, in dem die Künstlerinnen Jutta Bresssem, Ines Diederich, Sabine Kalicki und Christina Pohl ihre künstlerisch landschaftsgestaltenden Gärten präsentieren. Die drei letzteren stammen aus Berlin, Jutta Bresssem aus Frankfurt am Main. Im Süden Vorpommerns zwischen Woldegk und Pasewalk haben sie sich eine ländliche Existenz im Dialog mit Natur und Kultur aufgebaut.

Der Schweriner Kultursommer 2011 hat gezeigt, dass die Grundidee auch in der Stadt funktioniert. Das Projekt „Höflich“ machte Höfe in der Stadt zugänglich. Ziel war es, eine Beziehung zwischen den Künstlern und Geschäftsleuten, die die Höfe nutzen oder denen die Immobilien gehören, und den Besuchern herzustellen, die hier einen Einblick in Innenhöfe und Kunstwerkstätten erhalten und Ausstellungen besichtigen können. Ein erfolgreiches Alternativprogramm zum Üblichen der Stadtrundfahrt, Domführung und Schlossbesichtigung.

In Rostock ging man mit der Kunstaktion „Hausbesuch“ 2012 noch einen Schritt weiter. 22 private Haushalte und Büros im Bahnhofsviertel standen für einen Tag je einem Kunstschaaffenden als Galerie zur Verfügung. „Es war am Anfang schon ein wenig befremdlich, einfach so in fremde Wohnungen zu gehen. Aber gleichzeitig war es auch spannend, einmal Mäuschen zu spielen und einen Einblick in die Leben von fremden Menschen zu haben, die Gastgeber boten Getränke und kleine Häppchen an, die Besucher waren interessiert und das Ambiente war stimmig“, resümierte ein Besucher.

Die Menschen in Mecklenburg und Vorpommern stehen im Ruf, wortkarg und distanziert zu sein. Der wortgewaltige Joachim Gauck hat dieses Klischee nach seiner ersten Kandidatur für das Präsidentenamt in den schönen Satz gefasst: „Voller Überraschung erlebte ich, dass man selbst als Mecklenburger populär werden kann.“ Popularität für das Land bringt auch die Gastfreundschaft der Künstler und der vielen Kultur-Enthusiasten, die

dem Fremden signalisieren, wie willkommen er in diesem Land ist, wo es reichlich Platz für ganz unterschiedliche Träume gibt.

4. Kunst in Mecklenburg-Vorpommern: Ein weites Feld

In Schwerin gibt es das Sieben-Seen-Center. Der romantische Name steht für eine Shopping-Mall mit Discountern wie „Adler“, „Hammer“, „Real“, „Deichmann“. Kein Biotop für Kunst, sollte man denken. Und doch, es waren die Discounters, die 2012 schon zum zweiten Mal einen „Kunstsommer“ unter dem Motto „Kuck mal: Kunst“ in ihrem Center ausgerichtet haben.

Mit dem Anspruch, „das künstlerische Schaffen in der Region“ zu präsentieren, gab es zwei Juniwochen lang Ausstellungen und Workshops z. B. für Glas-, Kerzen-, Textil- und Schmuckarbeiten mit Kindern. Künstler wie der Holzbildhauer Nando Kallweit aus Badow nutzten die Chance eine größere Öffentlichkeit zu erreichen.

Der dänische Discounter „Netto“, der unter dem Markensymbol des „Scottie“ vom mecklenburgischen Stavenhagen aus sein Deutschlandgeschäft betreibt, hat schon 2003 begonnen, unter dem Motto „Ess-Kunst“ eigene Produkte von Künstlern gestalten zu lassen. Seit 2010 gibt es ein Kooperationsprojekt mit Kunstschaaffenden aus MV. So kreierte etwa der Bildhauer Thomas Radeloff, der im vorpommerschen Katzow einen sehr eindrucksvollen – und den nach eigenen Angaben größten – Skulpturenpark Europas aufgebaut hat, Verpackungen für Brat- und Bockwurst. Die Malerin Sil Zobel gestaltete Kräuterquark, die Malerin Kerstin Borchardt das Eis oder der Maler Gerhard Henke die Fischkonserve. Die Künstler werden vom Discounter intensiv über Prospekte und Website beworben. Kunst wird so im Sinne des vielgepriesenen gesellschaftlichen Engagements von Unternehmen (*Corporate Social Responsibility*) zu einem Gegenstand von betrieblichen Strategien. Aus Unternehmenssicht geht es darum, Gemeinwohl und Geschäft optimal zu kombinieren.

Kunst im Supermarkt – dürfen Discounters sich an Kunst vergreifen und dürfen Künstler da mitmachen? Spricht man mit Künstlern z. B. aus dem

Künstlerbund Mecklenburg-Vorpommern, rümpfen nicht wenige schon die Nase über Aktionen wie „Kunst:Offen“. Eine weitgehend anarchische Kunstschau, nicht kuratiert, offen auch für die töpfernde Lehrerin und den Hobbymaler – ein Umfeld, in dem mancher Profi nicht gesehen werden möchte.

Die Forderung, den Künstlerstatus durch eine entsprechende akademische Ausbildung zu definieren, ist aus der Sicht derjenigen, die über eine solche verfügen, nachvollziehbar. Aber alle Erfahrung lehrt, dass Jahre an einer Kunsthochschule noch lange keine Akzeptanz beim Kunstpublikum garantieren. Nicht wenige Künstler haben sogar die Erfahrung gemacht, dass das Akademische Fantasie und Mut absterben lässt. Und was wäre die Kunstgeschichte ohne die Autodidakten?

Kunst ist zunächst einmal, was sich als solche präsentiert und ein geneigtes Publikum findet. Hochkultur oder Volkskunst, Kunst oder Kunstgewerbe, U- oder E-Musik, naive Kunst oder Sonntagsmalerei, Kunst oder Kitsch? Die Abgrenzungen sind kontextabhängig: Mozart als Toilettenbeschallung versus Jeff Koons' Pornokopien im Museum. Sie sind dem Wandel ästhetischer Stile unterworfen, Beispiel abstrakte Kunst. Sie sind vom Verschleiß bedroht; so gehört das altmeisterliche Motiv des röhrenden Hirschen zum Beispiel heute in die Kitschecke. Und sie sind von Marketing und Marktbewegungen beeinflusst. Niemand kann schließlich die Entwicklung von Publikumsgeschmäckern vorhersehen.

Man mag das als den Tod des Elitenprojekts Kunst beklagen. Man kann es aber auch als Glücksfall sehen, wenn möglichst viele Menschen eine eigene freie schöpferische Betätigung oder auch das rezeptive Interesse daran entwickeln. Wird nicht oft genug beklagt, wenn Menschen – womöglich Arbeitslose – ihre Zeit auf dem Sofa vor RTL oder Sat.1 verbringen? Wer ausprobieren, Blumen im Garten aquarelliert, mit anderen einen Chor oder eine Band gründet oder Kleidung selbst entwirft, mag an professionellen Ansprüchen scheitern, auch die eigenen Idealvorstellungen verfehlen. Das Bemühen verdient dennoch Respekt und Förderung, wenn das humanistische Ideal gilt: Schöpfertum ist passivem Konsum vorzuziehen.

Auch medial werden die Grenzen zwischen Kunstszene und Populärkultur immer mehr verwischt. Künstlerisches ist längst nicht mehr nur dem Feuilleton vorbehalten. Es gibt wohl kein Anzeigenblättchen in Mecklenburg-Vorpommern, das nicht mehr oder weniger über Ausstellungen, Lesungen, Performances berichtet oder Künstler porträtiert.

Für Kunstdebatten ist die Frage, wo Kunst anfängt und aufhört oder wer und was dazugehört, bedeutungsvoll – wenn auch nie ein für allemal zu lösen. Ein gesellschaftspolitischer Blick auf Kunst und ihre sozialen Wirkungen sollte dagegen einengende Definitionen vermeiden und einen weiten Betrachtungswinkel bevorzugen.

Das bedeutet, Kunst nicht an quasi geweihte Orte und Rituale der Präsentation zu binden. Kunst findet dort statt, wo Kunstschaffende glauben, ihr Potenzial entfalten zu können: im Museum oder auf dem Feld, im Rathaus oder Supermarkt, in der Schule und in der Kneipe. Kunst lässt sich auch nicht an Partner oder Akteure binden. Für die Kunst ist nicht entscheidend, ob der Staatsminister, die vornehme Privatbank, der dörfliche Feuerwehrverein, die Kirche oder der Discounter Geld und einen Rahmen zur Verfügung stellt. Alle verfolgen auch Nebeninteressen, die der Kunst mehr oder weniger fremd sein mögen.

Kunst als gesellschaftliches Phänomen sollte Amateure nicht außen vor lassen, Amateure sind schließlich keine Laien! Beim Sport haben wir uns daran gewöhnt, dass Spitzensport und Breitensport – Olympiasieger und kickende Jungs – zusammengehören. Ähnlich sollten wir auch Kunst betrachten. Ob jemand die Kunst, von der Kunst zu leben, beherrscht oder nebenbei kellnern oder putzen gehen muss, ob jemand in einem öffentlich geförderten Klangkörper Arien singt oder im Gesangsverein Gospels einübt, ob jemand eine künstlerische Ausbildung hinter sich oder sich erstmals für einen Kurs eingeschrieben hat, ob jemand im Erwerbs-, Renten- oder Schulalter künstlerisch aktiv ist – all dies hat durchaus Bedeutung und mag mehr oder weniger qualitätsrelevant sein, sollte aber für sich genommen kein formales Kriterium sein, um dem einen das Schild „Kunst“ umzuhängen und es dem anderen zu verweigern.

Zu den Eigenheiten von Künstlern gehört es, gerne die eigene Kunstgattung in den Mittelpunkt zu stellen. Dann bekommt der Beobachter den Eindruck, Kunst sei Malerei, Theater, Musik oder Literatur. Für eine gesellschaftliche Analyse und Strategiebildung gilt es dagegen, alle Sparten von Kunst in den Blick zu nehmen. Mehr noch: Die strenge Abgrenzung von scheinbar hoher zweckfreier Kunst und angewandter Kunst, Design, Kunstgewerbe, Unterhaltung verengt den Blick für Effekte auf das gesellschaftliche Umfeld. Wichtig ist, dass es sich um individuelle schöpferische Tätigkeit handelt. Faszinierend und inspirierend sind in der Kulturszene des Landes gerade auch unkonventionelle künstlerische Methoden und Materialien wie Flechten und Weben, Filzen oder das Arbeiten mit Schrott oder Glas.



Das Kulturhaus in Mestlin.

Mit einer solchen Weitung kommen nicht nur die rund 200 sehr unterschiedlichen Museumsstätten oder die 14 Theater in den Blick, sondern zum Beispiel auch die 27 landesweiten, regionalen oder lokalen Festivals, 250 Chöre, fast 90 Rock- und Pop-Bands oder auch das kulturelle Angebot der 42 Galerien im Lande.

In strategischen Debatten wird für eine weite Definition häufig der Begriff der Kultur- oder Kreativwirtschaft benutzt, die in Deutschland einen Gesamtumsatz von 58 Mrd. Euro (2006) generieren soll. Dahinter stehen allerdings nur zum geringsten Teil künstlerisch-kreativ tätige Individuen. Großunternehmen der Musikwirtschaft, des Buch- und Kunstmarktes, der Filmwirtschaft, Werbeagenturen oder Softwareindustrie dominieren. Der Begriff der Kulturwirtschaft hilft deshalb genauso wenig weiter wie jener von Richard Florida geprägte der *Creative Class* oder kreativen Klasse, die über das Künstlerisch-Gestaltende hinaus durch die Schaffung und Anwendung von Wissen definiert ist. So gehören in Floridas Konzept auch Wissenschaftler, Unternehmer, Anwälte, Manager oder Ärzte zu den Kreativen.

Für den professionellen Teil der Kunst passt hier vielleicht am besten die Definition des Künstlersozialversicherungsgesetzes. Danach ist Künstler, wer „Musik, darstellende oder bildende Kunst schafft, ausübt oder lehrt, [...] als Schriftsteller, Journalist oder in ähnlicher Weise publizistisch tätig ist oder Publizistik lehrt“ (§ 2). Hinzu kommen zwei Bedingungen: die künstlerische oder publizistische Tätigkeit „erwerbsmäßig und nicht nur vorübergehend aus(zu)üben“ und zweitens für diese Tätigkeit „nicht mehr als einen Arbeitnehmer (zu) beschäftigen, es sei denn, die Beschäftigung erfolgt zur Berufsausbildung oder ist geringfügig“ (§ 1).

Die Kasse definiert als Künstler für den Bereich Musik z. B. auch den Schlagersänger, den Rock-Musiker, den Alleinunterhalter oder Musikpädagogen. Für den Bereich der bildenden Kunst zählt sie auch Werbefotografie, Modedesign, die Silberschmiedin oder den Karikaturisten auf. In die Darstellende Kunst werden der Maskenbildner, die Moderatorin oder der Kabarettist einbezogen. Im „Bereich Wort“ findet sich z. B. der wissenschaftliche Autor, die Pressefotografin, der Übersetzer oder die Werbefachfrau wieder.

Charakteristisch ist, dass – soweit die Künstlerkasse in Betracht kommt – all diese Tätigkeiten selbstständig ausgeübt werden. Genau das ist es, was sie für Mecklenburg-Vorpommern mit seinem schwierigen Arbeitsmarkt interessant macht. Freiberufler fragen nicht, wo sie einen Arbeitsplatz

finden, sondern schaffen ihn selbst bzw. bringen ihn mit ins Land. Und sie haben die Freiheit, sich mit den eigenen Kompetenzen gesellschaftlich zu engagieren.

Neben einer inklusiven Behandlung von Akteuren und Schauplätzen, Amateuren und Sparten der Kunst lohnt auch ein generationsspezifischer Blick. Kunst wird gern mit dem Kritischen, Avantgardistischen, Wilden assoziiert. Man kann aber auch auf die Idee kommen, dass dies nur in bestimmten Dosierungen durch Kunstkritik und andere Mandarine der Kulturszene goutiert wird. Kunst steht eben auch für das Etablierte. So fallen kulturelle Äußerungen der Jugend unter den Tisch oder werden als kultureller Niedergang gewertet. Das lässt sich besonders gut an der Musik der vergangenen einhundert Jahre verfolgen. So ist es auffällig, wie sehr die Kulturdebatten in Mecklenburg-Vorpommern auf gesellschaftlich hochklassige und musikalisch etablierte Projekte wie die Festspiele Mecklenburg-Vorpommern, den Schönberger Musiksommer oder die Usedomer Musiktage fixiert sind. Anderes bleibt dafür weitgehend ausgeblendet.

Ein frappierendes Beispiel dafür bildet die „Fusion“, ein Festival in der Mecklenburgischen Seenplatte nahe dem alten Residenzstädtchen Mirow. Dort entsteht auf dem ehemaligen sowjetischen Flugplatz Lärz alljährlich Ende Juni das „größte Ferienlager der Republik“. Unter dem Motto „4 Tage Ferienkommunismus“ entwickelt sich dort eine Parallelgesellschaft mit einem Karneval der Sinne. Begonnen hat das nicht-kommerzielle Projekt 1996 mit achthundert Teilnehmenden. 2012 kamen sechzigtausend. Geboten wird ein Programm mit Musik, Theater, Performance und Kino. Über 500 Künstler machen mit. Die ständig steigenden Teilnehmerzahlen sind umso erstaunlicher, als die Veranstalter gemäß ihrer antikommerziellen Positionierung auf Festivalwerbung verzichten.

Der Festivalträger „Kulturkosmos Müritz e.V.“ ist Mitte der 1990er Jahre aus einer Gruppe von zumeist Hamburger Künstlern und Kulturschaffenden entstanden. Sie haben den Flugplatz mit 12 Hangars für ihr Projekt entdeckt und die mittlerweile 100 Hektar in ihren Besitz gebracht und für Kulturveranstaltungen nutzbar gemacht. Begleitet war dieser Prozess durchaus von Konflikten mit Einheimischen, die Lärm, Drogen und den

Niedergang des angestammten Tourismus fürchteten. Tatsächlich ist die „Fusion“ mit ihren Satellitenprojekten wie dem Theaterfestival „at.tension“ inzwischen zu einem sehr positiven Wirtschaftsfaktor in der Region geworden. Hinter dem Projekt steht ein Netzwerk freiwilligen Engagements, das in Mecklenburg-Vorpommern und dem Rest der Republik 2.000 bis 2.500 Personen umfasst. Zusätzlich werden während des Festivals dreitausend Arbeitsschichten à sechs Stunden von freiwilligen Helfern geleistet.

Wie viel einheimische und wie viel auswärtige Teilnehmer die „Fusion“ und ihre Subprojekte erreichen, lässt sich nicht genau feststellen. Für beide Gruppen hat solch ein Magnet aber eine wichtige Landesbotschaft jenseits von Kunst und Spaß: Die einen sehen, „bei uns ist was los und wir gehören dazu“, die anderen kombinieren zu einem großen Teil die „Fusion“ mit einer Urlaubstour nach Mecklenburg-Vorpommern und einige mögen irgendwann auf die Idee kommen, sich hier anzusiedeln.

Die Kunst des Bleibens sollte eine bunte Wiese bieten für alles Kulturelle, was zur Blüte drängt. Es geht nicht darum, das Land in eine kuratierte Ausstellung zu verwandeln, sondern Menschen mit sehr unterschiedlichen Interessen an Natur und Kultur zu erreichen und für Mecklenburg-Vorpommern zu interessieren.

5. Kunst als Bürgerengagement

Empirische Sozialforscher haben herausgefunden, dass sich deutschlandweit ca. 23 Mio. Menschen ehrenamtlich engagieren. Dazu gehören der freiwillige Feuerwehrmann, die Ehrenamtliche beim DRK, der Kassenwart im Anglerverein, die Schöffin bei Gericht, der Lebensretter am Strand, die Elternvertreterin in der Schule oder die Aktivistin gegen Atomkraftwerke.

Ob Künstler in dieser Gruppe Bürgerengagierter wiederzufinden sind, ist jedenfalls quantitativ unerheblich. Die 1.734 Künstler, die die Künstlersozialkasse in Mecklenburg-Vorpommern zählt, taugen nicht als Reservarmee für Ehrenamtsbörsen. Es geht nicht um den Künstler, der tagsüber in seinem Atelier bedeutende Werke schafft und am Künstlerfeierabend z. B. in einer Wählerinitiative mitmacht.

Es geht vielmehr um Kunst als Bürgerengagement, um die Verflüssigung der Grenzen zwischen Kunst und Gesellschaft. Kunst ist ein Medium der Kommunikation und Kunst provoziert Kommunikation. Sie kann Bürger zum Sprechen bringen, gerade auch dort, wo sich ihre Botschaften nicht gleich erschließen und quer zum Konventionellen liegen. „Engagierte Kunst“ wie Jean-Paul Sartre sie genannt hat, hat eine lange Tradition und es gibt gewisse Standarderwartungen, wie sie auszusehen hat: Wir denken an die berühmten Plakate von Klaus Staack, an Songs von Wolf Biermann, an Stolpersteine von Jochen Gerz, an Texte von Günter Grass oder Konzerte von Daniel Barenboim, der Politik damit macht, welche Stücke er wo mit wem spielt.

Solche eindeutigen Projekte finden sich auch in Mecklenburg-Vorpommern – glücklicherweise und höchst verdienstvoll. Auch hier werden Jochen Gerz' Stolpersteine zur Erinnerung an von Nazis ermordete Einwohner verlegt, hier veranstaltet das Künstlerpaar Birgit und Horst Lohmeyer in seinem Dorf mutig und erfolgreich jedes Jahr das Open Air Rockfestival „Jamel rockt den Förster“ als musikalischen Exorzismus gegen die lokalen Neonazis. Der Bildhauer Günter Schumann aus Woserin greift mit seinen karikierenden Holzskulpturen den GSG-9-Einsatz in Bad Kleinen oder den Tod eines Obdachlosen auf. Im mecklenburgischen Basthorst lebt der vielfach preisgekrönte Filmproduzent Dieter Schumann, der sich z. B. in „Wadans Welt“ mit dem Schicksal der Wismarer Werftarbeiter solidarisiert.

Aber politisch explizite Kunstäußerungen bilden in der Welt der Kunst eine Minderheit – in Mecklenburg-Vorpommern wie anderswo. Künstlerisches Engagement für die Gesellschaft findet auf einem anderen Terrain als in der mehr oder weniger offenen politischen Auseinandersetzung statt.

Wenn Christo den Reichstag verhüllt, ist das eher Kunst oder eine politische Aktion? Ist Christo ein politisch engagierter Künstler? Und wenn ja, mit welchen Zielen? Und gehorchte die Reichstagsverhüllung einem politischen Ziel? Politische Wirkung hat sie gewiss gehabt – irgendwie als ein Symbol einer neuen Berliner Republik, als ein Element von Leichtigkeit und Entspannungtheit einer sommerlichen „Volksrepublik“. Die Reichstagsverhüllung hat politische Stimmungen, hat ein politisches Klima beeinflusst, vielleicht

auch nur widerspiegelt oder verstärkt. Es ist die Uneindeutigkeit der Absichten und Effekte, der wir die stimulierende Wirkung verdanken. Kunst kann in der Gesellschaft das leisten, was die Homöopathie in der Medizin beansprucht: einen Organismus mit minimaler Dosierung „umzustimmen“.

Kunst als soziale Umstimmungstherapie, das ist das subversive Potenzial von Kunst. Mal arbeitet sie mit einer überhöhenden Aura, dem Rahmen für das Bild an der Museumswand, dem Sockel, der Bühne, dem edlen Einband oder eben einem Inszenierungsrahmen wie bei Christo. Mal schleicht sie sich in den Alltag ein, um ihn von innen zu dekonstruieren, seine Absurditäten und Paradoxien zu entschlüsseln. *L'art pour l'art*, die Kunst um der Kunst willen, das galt in Hoch-Zeiten politischer Empörung immer wieder als Schimpfwort. In dem Maße wie alle Lebensbereiche dem Konsumismus unterworfen werden, wie sich auch das Ideelle vermarkten muss und Politik mit Wahlen, Bürgerpartizipation und Mitbestimmungsregeln als zynischer Entmachtungsprozess erlebt wird, steht Kunst für das Andere. Sie enttäuscht die Standard-Normalerwartungen, bricht das Denken auf, verleiht der Fantasie Flügel und macht uns offen für utopische Gedanken ohne dabei, wie Bazon Brock formuliert hat, als Malbuch für politische Handlungsvorlagen zu dienen. Kunst ist Engagement allein schon dadurch, dass sie stattfindet.

Gesellschaftliche Funktionen von Kunst sind etwas grundsätzlich Anderes als gesellschaftliche Aufgaben von Kunst. Politische Erwartungen, was Kunst zu irgendwelchen Herausforderungen der Gegenwart beitragen soll, hat es immer wieder gegeben. In der DDR hat man solche „Aufgabenstellungen“ explizit thematisiert. Der „Bitterfelder Weg“ – die Mitarbeit von Künstlern in Fabriken, um die „Entfremdung zwischen Künstler und Volk“ aufzuheben – ist dafür zu einem Symbol geworden, das gern Vergangenheit bleiben darf.

Kunst soll hier nicht politisch bewertet und übergreifig für die Landesentwicklung in Dienst genommen werden. Künstler haben das gute Recht, sich um die eigene Kunst und sonst nichts zu kümmern. Aber Kunst hat gesellschaftliche Wirkungen, die man analysieren und zur Debatte stellen kann. Diese Wirkungen hat Kunst gerade deshalb, weil das „Betriebssystem

Kunst“ anders funktioniert als das „Betriebssystem Politik und Soziales“. Kunst bereichert die Wahrnehmung, das Denken, die Ästhetik, indem sie sich von üblichen Verwertungszwängen freimacht, zweckfrei ausprobiert, das Paradoxe zulässt, Widersprüche aushalten kann. Das spricht nicht gegen politisch aktive Künstler, die sich bewusst einmischen wollen. Es betont nur ihre prinzipielle Autonomie.

Kunst ist nicht nur Bürgerengagement in mittelbarer Form, sie mobilisiert auch Bürger ganz unmittelbar. Immer mehr entwickeln sich kreative Allianzen zwischen Bürgerinitiativen und Kunst, so z. B. wenn beim Internationalen Frauentag in Rostock 2012 statt der üblichen Rituale das Frauenbildungsnetz Mecklenburg-Vorpommern e.V. die Aufmerksamkeit durch eine Aktion mit den „Honkinen“ der Künstlerin Esther Dittmer vor dem Rathaus fesselt. Oder wenn in Loitz die schon dritte „PEENE AALE“ Künstler aus aller Welt mit örtlichen Vereinen zusammenführt. Dabei entstehen schrill anmutende Kombinationen etwa zwischen einer chinesischen Malerin und dem lokalen Schützenverein oder von Künstlern mit dem Taubenzüchter- und Imkerverein.

Kunst ist Willkommenskultur, ist Trainer und Botschafter von Neugier, Offenheit und Toleranz. Es gibt eine Vielzahl von Künstlern, die MV nicht nur als Wohnstätte und Arbeitsplatz betrachten. Sie sehen sich als Teil eines Gemeinwesens, mit dem sie sich schöpferisch vernetzen und austauschen. Dieser Prozess findet sehr individualisiert statt, wird wohl auch individualisiert bleiben, weil das dem Charakter der Kunstschaffenden entspricht. Der Gemeinschaftsaspekt – mit dem gesellschaftlichen Nutzen – muss von Dritten herausgearbeitet werden. Projekte wie „Kunst:Offen“ und „Kunst Heute“ oder „Die Kunst, von der Kunst zu leben“ zeigen den Weg.

6. Kunst zwischen Prekariat und Romantik

„Die Kunst, von der Kunst zu leben“ heißt ein erfolgreiches Professionalisierungsprojekt für Künstlerinnen in Mecklenburg-Vorpommern. Der Titel beschreibt die Herausforderung. Die Ueckers mit ihren Verkaufserfolgen bilden die winzige Spitze über wenigen Hügeln der Auskömmlichkeit in einem weiten Flachland prekärer Erwerbsverhältnisse. Das sind Bedin-

gungen von Kunst seit ihr handwerklicher Nutzen im Zeitalter technischer Reproduzierbarkeit dahingeschmolzen ist. Auch wenn man nicht so weit geht, die Krise als Nährboden künstlerischer Kreativität zu feiern (und Wohlstand als ihren Niedergang zu verteufeln): Freiheit und Leidenschaft bezahlen Künstler in der Regel mit Armut. In Mecklenburg-Vorpommern ist dieser Preis besonders hoch, denn das offizielle Durchschnittseinkommen aller hier in der Künstlersozialkasse Versicherten beträgt zurzeit 8300 Euro pro Jahr, dabei sind Jahreseinkommen unter 3900 Euro schon weitgehend unberücksichtigt. Das bleibt noch einmal weit hinter dem – bundesweit geringsten – Durchschnittsbruttolohn von Vollzeitbeschäftigten im Lande in Höhe von 1918 Euro pro Monat (2010) zurück.

In einem Land wie Mecklenburg-Vorpommern gibt es längst einen Entwurf von Überleben in der Armut. Man kann – gerade auf dem Lande – große Flächen für wenig Geld nutzen. Die freie Natur ergänzt, was der Garten hergibt. Konsumgüter sind zwar nicht billiger als in der Großstadt, aber die Verführung zu Konsum ist deutlich schwächer (was nicht wenige Touristen und Einheimische auf der Suche nach mehr Konsumreizen, und seien sie auch nur kulinarischer Art, durchaus bedauern). Ohne mal hier mal da einen kleinen Job anzunehmen, würde es trotzdem nicht gehen.

Für Künstler kann diese Existenz in der Ambivalenz von prekären Lebensumständen und schöpferischer Selbsterfindung durchaus attraktiv sein. In Mecklenburg-Vorpommern finden sie dafür das passende Milieu. Sie finden es aber nicht nur, sie prägen und adeln es auch. Künstler, die Hühner oder Schafe halten und Kartoffeln anbauen, nehmen solchem Lebensstil den Ruf des schambesetzten Hinterwaldes. Sie gentrifizieren sozusagen Kleintierhaltung, Holz hacken und Gemüse pflanzen.

Dieses Konzept von Eigenarbeit, das deutlich an Kriegsjahre und „Dritte Welt“ erinnert, ist mehr als ein Überlebenskonzept für ökonomische Zwangslagen. Es taugt jenseits von Not als selbstgewählte Haltung, als würdevoller Weg eigener Reproduktion und schonenden Umgangs mit begrenzten Ressourcen dieser Welt. In diesem Sinne hat es bereits auch zum Beispiel über die Münchener Stiftung des Industrie-Erben Jens Mittelsten Scheid Eingang in gesellschaftspolitische Debatten gefunden.

Da mag ein wenig romantische Schönfärberei mitschwingen. Das ist aber nur ein Gegenargument, wenn man der Überzeugung anhängt, dass Lebensstandard weitgehend identisch ist mit dem Kauf von Konsumgütern und Glück sich am Kontostand ablesen lässt. Gewiss bleibt aber: Freigewählte Bescheidenheit hat einen anderen Charme als notgedrungene.

Allerdings sind das Träume, die schon Jugendbewegung und Lebensreform auch vor hundert Jahren geträumt haben und die häufig als antimodern ja profaschistisch diffamiert werden. Gibt es da gar fatale Parallelen zum Interesse west- und ostdeutscher Neonazis an Siedlungsprojekten in Mecklenburg-Vorpommern?

Doch was „Kameradschaften“ und bürgerliche Neonazis an Mecklenburg-Vorpommern reizt, ist sicher nicht das Zusammenspiel von Kunst und Natur oder der Genuss von Lebensqualität, sondern die Faszination, als winzige Minderheit in dünnbesiedelten Räumen Herrschaft auszuüben. Wer beim Wahlkampf im September 2011 beobachten konnte, wie die NPD noch das letzte Dorf – auch mit der Parole „Wir bleiben hier“ – unter eine Kette ihrer roten Plakate gezwungen hat, der konnte klar sehen: Für die zählt nur Dominanz. Wehren kann sich dagegen am besten eine lebendige Bürgergesellschaft, die ihre verschiedenen Lebensentwürfe selbstbewusst vertritt und die Neonazis als das enttarnt, was sie in Wirklichkeit sind: absurd und lächerlich. So ist es kein Wunder, dass der meistbeachtete Kontrapunkt gegen die Neonazis im Lande gerade nicht die Auschwitz beschwörenden Antifa-Manifestationen sind, sondern die dadaistisch angehauchte Persiflage „Storch Heinar“ – in gewollter Nähe und Distanz zu dem Nazi-Klamottenlabel „Thor Steinar“.

Trotz aller Fantasie und ideellen Bereicherung, die mit der Kunst ins Land kommen, bleibt die Frage nach dem materiellen Nutzen für das Land. Niemand kann ihn errechnen, aber man kann ihn kaum hoch genug einschätzen.

7. Kulturgenuss im „Garten der Metropolen“

Zur Kunst des Bleibens gehört auch die Kunst, seinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Geld wird in Mecklenburg-Vorpommern vor allem da verdient, wo der Tourismus blüht. Mit 25 bis 30 Mio. Übernachtungen pro Jahr hat das Land mehr als dreimal so viele Übernachtungen pro Einwohner wie im Bundesdurchschnitt und fast doppelt so viel wie der schärfste Konkurrent Schleswig-Holstein. 150.000 Arbeitsplätze hängen in Mecklenburg-Vorpommern am Tourismus.

Allerdings: Gut gebucht sind die Touristenhochburgen am Ostseestrand, an der Müritz und an einigen wenigen bevorzugten Seen. Der größte Teil von Mecklenburg-Vorpommern sieht kaum Touristen.

Vom Tourismus profitieren in erster Linie Übernachtungsgewerbe und Gastronomie, aber auch Geschäfte mit Angeboten des täglichen Bedarfs an den Touristenorten, Verkehrsbetriebe, nachgelagerte Handels- und Handwerksunternehmen. Zum Touristengeschäft gehört ein erhebliches Unterhaltungsangebot mit mehr oder weniger ausgeprägter kultureller Qualität. Das reicht vom Schwedenfest in Wismar über die Störtebeker Festspiele im Ralswiek, die Vineta-Festspiele auf Usedom oder das Piraten-Theater in Grevesmühlen bis zum Ozeaneum in Stralsund oder dem Müritzeum in Waren. Solche Angebote sind auf einen Massengeschmack ausgerichtet – und das ist gut so.

Mecklenburg-Vorpommern steht vor der Herausforderung, den wetterabhängigen Strandtourismus noch stärker durch die Zielgruppe der Genießer von Städte-, Kultur- und Naturtourismus zu ergänzen. Als „Genießer“ definiert der „Strategische Leitfaden für das touristische Landesmarketing“ eine besonders kaufkräftige Klientel mit einem Altersschwerpunkt zwischen 35 und 65 Jahren. „Die Zielgruppe interessiert alles, was sinnlich-ästhetisch ist, wie zum Beispiel Schlösser und Parks, Musikfestspiele, Slow-Food-Restaurants oder Wellness. Alleén, Gutshäuser, Backsteinbauten und die Bäderarchitektur bieten den perfekten Rahmen“ zusammen mit Naturerlebnissen wie dem Kranichzug oder der untergehenden Sonne. Die Tourismusstrategen sehen ein „großes Potenzial zur weiteren Erschließung

von Themen wie Kultur, Essen und Trinken, Landurlaub oder Segeln und Reiten, besonders auch in der Nebensaison“.²

In Österreich werden entsprechende Angebote schon seit einem Jahrzehnt unter der Marke „Genussland“ profiliert. In Mecklenburg-Vorpommern wird die Genussland-Idee besonders vom Landesmarketing, einer Abteilung der Staatskanzlei, der privaten Werbe-Initiative „ländlichfein e. V.“ und dem Tourismusverband des Landes unter dem Namen „GenussReich MV“ propagiert. Primär geht es auch hier um besonders hochwertige Lebensmittel für eine Kundschaft, die weniger auf den Preis schaut. Zusätzlich angeboten werden in diesem Rahmen Events wie das „Schweriner GartenMahl“, die sich gern kultureller Kulissen bedienen. Auch die Schlösser mit Restaurants und Hotels werden in Gemeinschaftsprojekten wie „Schlösserherbst“ und „Mittsommerremise“ beworben, wobei Kunst eine wachsende Rolle spielt.

„Genussland“ taugt als Marke aber nur begrenzt, weil das werbende Feld schon weitgehend besetzt ist mit Slogans wie „Urlaubsland“, „Gesundheitsland“, „Festspielland“ und dem offiziellen Landesmotto „MV tut gut“. Seit wenigen Jahren reift aber ein sehr viel ambitionierteres Leitbild aus den Kreisen engagierter Wissenschaftler und Regionalinitiativen um die Güstrower „Akademie für Nachhaltige Entwicklung“: „Garten der Metropolen.“

Das Leitbild bezieht sich auf den „einzigartigen Kultur- und Naturraum“ zwischen den beiden Metropolen Hamburg und Berlin (gelegentlich auch schon auf das polnische Stettin als möglicher dritter Gravitationspunkt für den Nordosten des Landes). „Dieser Raum ist eine Quelle von Identifikation, Inspiration und Kraft. Ackerbürgerstädte, Dörfer und Gutshäuser, eingebettet in faszinierende Landschaften, sind Orte des Lernens und Entdeckens, der Kreativität, aber auch der selbstbesinnenden Zuflucht. Zugleich werden hier regionale und gesunde Lebensmittel erzeugt.“ Menschen, die dort leben, seien nicht Verlierer, sondern Hoffnungsträger einer Zukunft gesunder und ressourcenschonender Lebensstile.

² Tourismusverband Mecklenburg-Vorpommern e.V. (Hg.): Mecklenburg-Vorpommern. Tourismus- und Marketingkonzept 2012. Rostock o.J. S. 42.

Kultur, Genuss und Garten – obendrein im Einzugsbereich europäischer Metropolen – verbinden sich zu einem überzeugenden Gesamtbild. So findet im künstlerischen Umfeld von Eigenarbeit und Marktproduktion das Kulinarische zunehmend Aufmerksamkeit. „Kunst und Käse“ nennt die Theatermalerin Ute Rohrbeck ihre Ziegenkäsemanufaktur im Biosphärenreservat Schaalsee. Zum Käseladen gehört eine Kunstscheune, die ein Allerlei von Filmrequisiten bis Keramik anbietet. „Kunst und Käse“ lockt Gäste aber auch zu befreundeten Malern, Bildhauern, Musikern in der Region. Den Sinnen umfassend neue Reize zu bieten, Ästhetik nicht allein auf das Bild an der Wand, die szenische Aufführung oder das Konzert zu fixieren, das ist eine Idee, die zunehmend Anhänger findet. Essen und Trinken als schöpferische Vorgänge von Herstellung und Verzehr jenseits von industriellen Convenience-Produkten, Kleidung, Möbel und Geschirr als künstlerisch kreative Handwerksarbeit aus Naturstoffen. Das sind nicht nur neue Erwerbsquellen, bei denen sich Menschen ihren Arbeits-„Platz“ selbst schaffen. Das sind Erlebnisqualitäten, für die es Enthusiasten gibt – gerade auch in den wohlhabenden Kreisen der Metropolen.

Es liegt doch nahe, Genuss über Essen und Trinken hinaus als ästhetische Stimulierung der Sinne, verfeinerte Lebensart und Bereicherung der Persönlichkeit zu begreifen. Dann gehören neben Lebensmitteln und Gastronomie auch Konzerte, Theater, Museen, Galerien und Ateliers, Kunstauktionen, Kunst-Workshops, Kreativkurse, Mode- und Schmuck-Design oder Kunsthandwerk dazu.



Glaskeramik in der Rothener Mühle.

All dies muss nicht neu erfunden werden. Zum „Garten der Metropolen“ gehören bereits die Galerie-, Design- und Kunstgewerbe-Angebote in der Schweriner Münz- und Puschkinstraße, die Kunstauktionen in Ahrenshoop, das Auktionshaus Kühlungsborn, der adventliche Kunsthandwerkermarkt in St. Georgen in Wismar, der Schweriner Töpfermarkt oder die „Baltic Fashion“ auf Usedom mit ihren kommerziellen Angeboten. Solche Kaufgelegenheiten verbinden sich bestens mit den Festivals und den etablierten hochklassigen Häusern für Konzert, Oper, Theater. Das Schweriner Haus zum Beispiel genießt einen oberen bundesweiten Rang und lockt jährlich ca. zweihunderttausend Menschen in seine Aufführungen. Ergänzt durch über zweihundert Museen im Lande – von international beachteten Sammlungen und Wechsellausstellungen in Schwerin oder Greifswald bis zu Künstlergedenkstätten und Heimatstuben.

Genussvoll sollten nicht nur Rezeption und Kauf von Kunst- und Kreativprodukten sein. Mecklenburg-Vorpommern kann das Land werden, wo in ländlicher Idylle Kunst- und Kreativkurse, Kurse in anspruchsvollen Handwerkstechniken oder mit Natur und Kunst verbundene Angebote physischer und psychischer Gesundung blühen. Kulturschaffende und Kreative haben dazu schon viele Ideen nicht nur entwickelt, sondern praktisch werden lassen. Landesweit sind allein über vierzig Kunst- und Musikschulen aktiv.

Ein herausragendes Beispiel, wie auch Hochschulen hochklassige Kulturangebote machen, bietet Valentin Rothmaler, Professor für „Elementares Gestalten“ an der Hochschule Wismar. Seit 1995 organisiert er alljährlich eine internationale Sommerakademie in Wismar. Sie richtet sich an Studierende, aber auch Oberstufenschüler, Auszubildende und Arbeitssuchende. In zweieinhalb Wochen wird unter Beteiligung international renommierter Künstler wie Harald Naegeli ein Hauptthema, ergänzt durch spezialisierte Einführungskurse, bearbeitet und am Schluss in einer Ausstellung präsentiert. Das Thema 2012 „Wenn das Leben am wenigsten Kunst ist“ zeigt, wie Kunst Selbstfindungsprozesse, professionelle Qualifizierung und öffentliche Intervention integrieren kann: „Aktuelle Events, Gewohnheiten, Traditionen und Prozesse werden unter die Lupe genommen. Beobachtungen aus dem Alltag werden gesammelt. Die Hansestadt Wismar wird zur

Aktionsfläche. Jene auf der die Teilnehmer mit den Dozenten arbeiten, leben und interagieren. Lachen und Weinen inbegriffen.“

Im vorpommerschen Klein Jasedow hat sich Ende der 1990er Jahre eine Gruppe westdeutscher Aussteiger und Künstler als Raumpioniere angesiedelt und mittlerweile einen ganzen Kosmos kultureller Angebote geschaffen. Er umfasst eine „Akademie der heilenden Künste“ mit musikalisch ausgerichteten Weiterbildungsstudiengängen ebenso wie Medienproduktion, eine Gong-Manufaktur, den Kräutergarten „Pommerland“ bis hin zu künstlerisch begleiteten Segelangeboten für Behinderte und sozial benachteiligte Jugendliche.

Für Kulturgenuss im „Garten der Metropolen“ gilt dasselbe wie für das Landesmotto „MV tut gut“: Es ist ein Markenversprechen für Menschen, die animiert werden sollen, nach Mecklenburg oder Vorpommern zu kommen. Eine Idee dahinter: Der Genuss der Einen ist das Einkommen der Anderen. Einseitig darf Genuss deshalb nicht sein. Überzeugend wird das Konzept auf Dauer nur, wenn Kulturgenuss auch zum Lebensgefühl der Einheimischen gehört. Die Einwohnerschaft mit kulturellen Angeboten zu erreichen, muss deshalb immer im Blick bleiben.

Was ist der strategische Wert eines hier nur grob skizzierten Konzepts Kulturgenuss im „Garten der Metropolen“?

Einerseits geht es darum, Kulturschaffenden und Kreativen mit einem möglichst umfassend integrierten Marketing-Ansatz bessere Einkommensquellen zu erschließen. Andererseits helfen Kulturschaffende und Kreative, das Land mit der Breite seiner Angebote für Tourismus der höheren Preiskategorien interessanter zu machen. Zum Dritten erfüllt Kulturgenuss im „Garten der Metropolen“ verschiedene Brückenfunktionen:

- von der Hauptsaison in die Nebensaison oder von mehr Outdoor zu mehr Indoor
- von den Touristenmagneten an Ostsee und Müritz ins beschauliche Hinterland
- von der Gastronomie zu einem breiteren Lifestyle-Umsatz

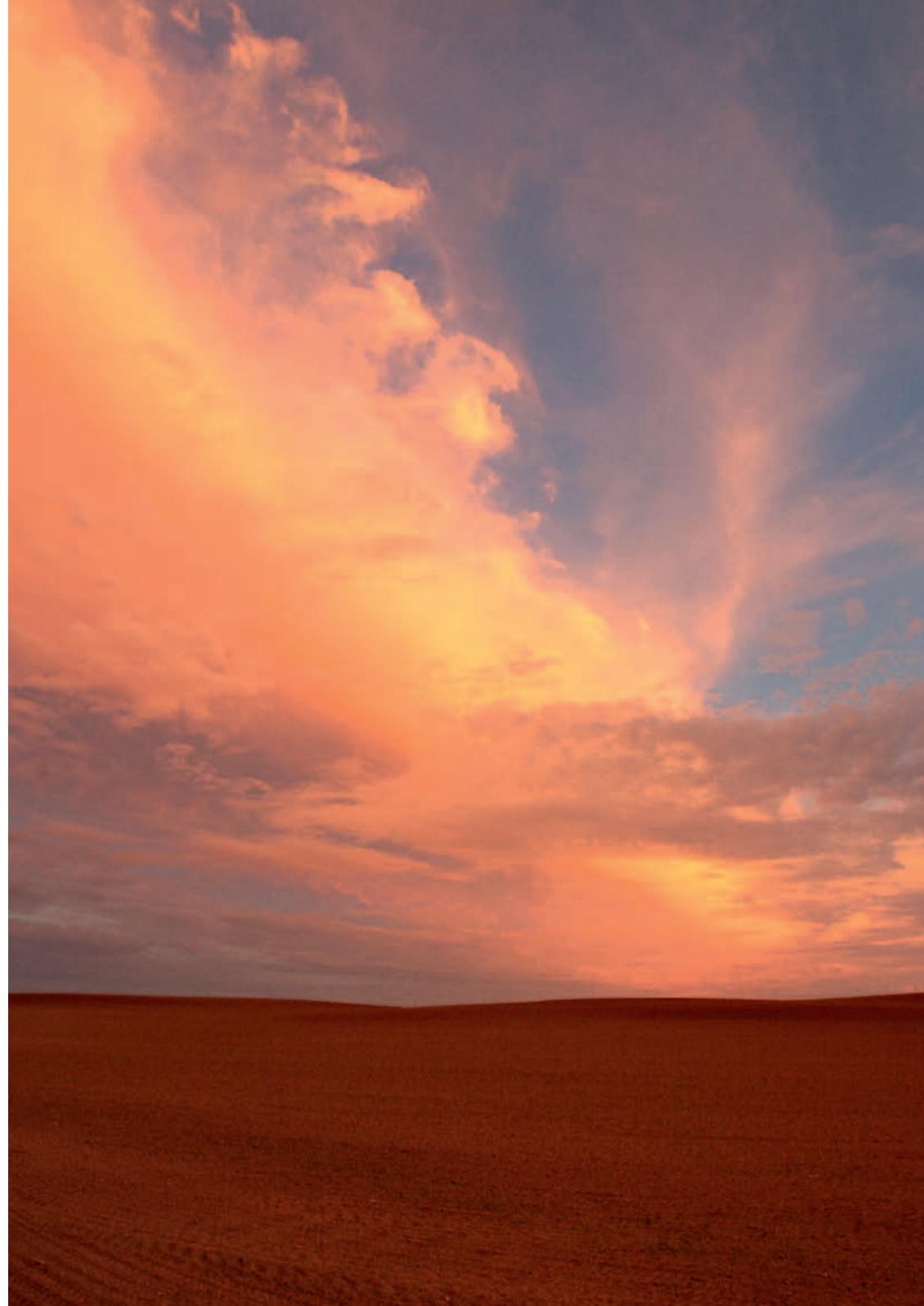
Das alles sind mittelbar Beiträge zu einer Kunst des Bleibens. Es kommt aber ein ganz unmittelbarer hinzu. Kulturgenuss im Garten der Metropolen kann auch eine Brücke vom Urlaubsaufenthalt zur Ansiedlung werden. Aus Besuchern werden Einwohner.

Kultur und was sonst zu Genuss gehört, hält Menschen im Land, macht das Land für Senioren und Studierende, für Freiberufler und qualifizierte Arbeitskräfte wie zum Beispiel Ärzte, die gerade auf dem Lande dringend benötigt werden, für Lehrer oder IT-Spezialisten attraktiv. Lebendige Kulturszenen wirken gesellschaftlich integrierend. Sie helfen, das Fremdeln zu überwinden z. B. zwischen Inländern und Ausländern, Ost und West, Stadt und Land, Alt und Jung. So kann ein Wochenende Kulturgenuss vielleicht zum Auftakt werden, hier einen Lebensentwurf zu verwirklichen.

8. Der „Garten der Metropolen“ als Kulturerbe und Aufgabe

„Steinernes Gedächtnis“ nennt Renate de Veer ihr monumentales fünfbändiges Werk über Gutsanlagen und Gutshäuser in Mecklenburg-Vorpommern. Über dreitausend Standorte hat sie im „Garten der Metropolen“ in 15-jähriger Arbeit besucht und dokumentiert. Kein anderes Flächenland in der Bundesrepublik weist eine derartige Dichte von Herrenhäusern und Schlössern auf. Von der SED wurden sie in der Regel zunächst für die Unterbringung von Flüchtlingen aus den Vertreibungsgebieten, später für den Dorfkonsum, das Landambulatorium oder den Jugendclub verschlissen, um Zeugnisse einer vorsozialistischen Gesellschaftsformation vergessen zu machen.

Fast ein Vierteljahrhundert nach dem Fall der kommunistischen Herrschaft zeigt sich, dass die Wiederherstellung bzw. Erhaltung der Menge an Bauzeugnissen, davon über eintausend unter offiziellem Denkmalschutz, auch die kapitalistische Ordnung teilweise überfordert. Die Faszination, die von den sanierten oder maroden Gebäuden ausgeht, ist allerdings ungebrochen, wenn nicht sogar steigend. Es ist eine Faszination, die – frei von allem Reaktionären – einer untergegangenen gutsherrlichen Kultur gilt und die sich an Erzählungen von Aufstieg und Fall – bis hin zu den Schrecken der letzten Kriegstage und der frühen sowjetischen Besatzung – entzündet.



Aber es geht um noch mehr: Herrschafts- wie Sakralarchitektur brauchte markante Orte, die eine magische Ausstrahlung verleihen. Es geht um Höhenzüge und Tallagen, um Blickachsen, Seen und Flüsse, Baumriesen und vieles mehr. All das, was die Zeilenbebauung in der Stadt und überhaupt eine Bauweise, die an der Maximierung der Bruttogeschossfläche orientiert ist, nie bieten kann. Es ist diese Magie, die nicht nur die Besucher und Bewohner erfasst, sondern auch auf die Landschaft abstrahlt, ihren Charakter prägt und zusätzliche Identifikation ermöglicht. Herrenhäuser, Kirchen, Gutsanlagen und technisch-gewerbliche Bauten der Vergangenheit in Verbindung mit historisch gewachsenen Verkehrswegen – vor allem den Alleen – bewirken den Unterschied zu einer Plantagenödnis mit nüchternen Zweckbehauungen. So ist es kein Wunder, dass sich zahlreiche Bürgerinitiativen der Erhaltung dieser Magie des Landes widmen, häufig allerdings am mangelnden Eigenkapital verzweifeln.

Derselben Magie sind in etlichen Fällen die Kinder und Enkel ehemaliger Besitzer gefolgt, um mit großem Elan und finanziellem Aufwand zu restaurieren und eine sinnvolle Nutzung – meist Fremdenzimmer und Ferienapartements neben dem eigenen Wohntrakt – zu entwickeln. Manche Häuser dienen nur dem individuellen Wohnen, manche werden von Unternehmen genutzt, eine größere Zahl beherbergt Hotels, Restaurants und Cafés.

Wer den Zauber dieser Orte voll zur Geltung bringen will, braucht Inszenierungen, braucht Kunst. Umgekehrt suchen Kunstschaffende für ihre Inspiration und für ihre Präsentationen und Auftritte Orte, die etwas Magisches oder – um Walter Benjamins Kunsttheorie zu folgen – eine Aura transportieren. Gelegentlich fällt dieses künstlerische Interesse sogar zusammen mit familiärer Nostalgie, so z. B. bei dem Regisseur Hans Jürgen Syberberg, der das elterliche Gutshaus in Nossendorf zurückgekauft hat und mit allerlei künstlerischen Inszenierungen und Reflexionen zum Altersprojekt gemacht hat.

Einige Künstler haben – trotz bescheidener Mittel – Herrenhäuser übernommen. „Vom Rittergut zum Kunstschloss“ überschreiben ein Jugendrichter, eine Religionslehrerin und der Künstler Sylvester Anthony die Geschichte ihres Schlosses Wrodow. Ihre Idee: Aus Schlossruine und Park eine „Bio-

soziale Skulptur“ nach Ideen von Joseph Beuys zu entwickeln. Über Jahre restaurierten sie gemeinsam mit Freunden und Dorfbewohnern das Schloss und Teile der Gutsanlage. Mit dem gemeinnützigen Kunstverein Schloss Wrodow organisieren sie Ausstellungen, Konzerte, Kunstfeste, Lesungen, Theater und Bälle. Rosa von Praunheim drehte hier zwei Filme. Das alles unter einem zinnengekrönten Turm mitten auf dem Lande.

Sind Schlösser noch – mit allen Schwierigkeiten – für Wohn- und Unternehmenszwecke geeignet, gilt dies nicht für Kirchen. Gerade die Feld- und Backsteinkirchen auf dem Lande sind aus Mecklenburg und Vorpommern nicht wegzudenken. Kulturhistorisch haben nicht wenige ihre Wurzeln in der Zeit der westfälischen Immigration und Slawen-Christianisierung. Wenn sowohl Bevölkerungsanzahl als auch der Anteil der Gläubigen zurückgehen, stellt sich dramatisch die Frage nach der Zukunft. Immer häufiger werden die Gebäude als Veranstaltungsorte für Konzerte, Ausstellungen, Filme, Lesungen oder Debatten genutzt. In Einzelfällen hat die Kirche sie auch schon als Ateliers vergeben.

Gesucht sind Ideen und Konzepte, markante Gebäude wieder mit anspruchsvoller Nutzung in Wert zu setzen. Chancen gibt es – gerade auch mit einer Kunst des Bleibens. Reale Räume haben wachsende Bedeutung für den Kulturbetrieb. In Zeiten mehr oder weniger kostenloser Allverfügbarkeit von Musik und der YouTube-Konserven bewegter Bilder aller Art haben Kultur-Produzenten und -Konsumenten ein wachsendes Bedürfnis nach authentischen Begegnungen und realen, statt virtuellen Inszenierungen. Gerade der Charme des Morbiden, den Mecklenburg-Vorpommern von der Großscheune bis zum Schloss im Übermaß zu bieten hat, ist ein Pfund, mit dem gewuchert werden kann.

Bauwerke im „Garten der Metropolen“ sind das Eine, reale Parks und Gärten das Andere. Den Garten als kulturelles Projekt zu verstehen, hat besonders für Mecklenburg-Vorpommern Reiz und Bedeutung. Zu fast jeder der vielen hundert Herrenhaus-Ruinen im Lande gehört ein mehr oder weniger verwilderter Park. Selbst dort, wo das Gebäude längst abgerissen wurde, bleibt die Parkanlage noch lange erkennbar und wartet auf Wiedererweckung. Daneben gibt es eine lange Tradition des Erwerbs- und

Selbstversorger-Gartens. Er gehörte zur Landarbeiterexistenz auf adligen oder bürgerlichen Gütern bis 1945 und gewann mit der Kollektivierung der Landwirtschaft in der DDR eher noch weiter an Bedeutung. Private Gärten bildeten mit einem staatlichen Aufkaufsystem für die Produkte eine wichtige Säule der allgemeinen Obst- und Gemüseversorgung. Mit dem Preisverfall für so erzeugte Lebensmittel nach dem Zusammenbruch des Sozialismus fiel der ökonomische Anreiz des Gärtnerns weitgehend weg. Und Landarbeiter brauchen die Güter von heute auch kaum mehr.

Die Gartenkultur in Mecklenburg-Vorpommern zwischen den Polen gepflegter Blumen à la Rosarium und ländlichem Nutz- und Wildgarten, z. B. in Anlehnung an Ideen der Permakultur, neu zu beleben, ist deshalb eine Herausforderung gerade für ein Land, das nicht durch die Buntheit bäuerlichen Wirtschaftens geprägt ist. Gärten bilden landschaftlich und kulturell den Kontrapunkt zu der Monotonie einer industrialisierten Agrarwirtschaft, die mit Biomasse-Subventionen zur Vermaischung des Landes führen kann.

Die kulturelle Bedeutung des Gärtnerns will auch die „Akademie für Nachhaltige Entwicklung“ im Rahmen ihres Projekts „Garten der Metropolen“ stärken. Für einen Zukunftspreis wünscht sie sich z. B. „künstlerische, gestalterische und kommunikative Projekte mit einem Themenschwerpunkt verantwortlich erzeugter regionaler Lebensmittel (*Guerilla-Gardening*-Initiativen, Raumpioniere, interkulturelle Gärten)“. Und ermuntert: „Wie wäre es, wenn gemeinsames Gärtnern und Kochen zum Anlass wird, sich wieder oder auch erstmals kennenzulernen und zu respektieren? Und: Diese Orte und Erlebnisse wirken dann anziehend auf andere Menschen, Projekte mitzumachen, sei es beim gemeinsamen Kochen zuhause, im Dorfgemeinschaftshaus oder Stadtteilzentrum, sei es beim Gestalten interkultureller Gärten, von gemeinschaftlichem Dorfleben oder Landwirtschaftshöfen.“

So schön die Natur Mecklenburgs und Vorpommerns ist, ohne Kultur fehlt ihr der Kontrast, der Kontrapunkt, der die faszinierende Spannung ausmacht. Der Kontrast, den die weithin sichtbare Baukultur vergangener Jahrhunderte bietet, die ohne Kunst nicht bleiben wird. Der Kontrast der

Gärten und Parks in Abwechslung zu Feldern und Wäldern. Kultivierung des Raumes heißt, die Weiten des Landes mit Menschen zu beleben, die künstlerisch und kreativ tätig sind und damit andere anziehen und an die Region binden. Menschen, die zugleich mithelfen, das Bauerbe zu erhalten und für heutige Nutzungen zu erschließen. Bei allen positiven Ergebnissen, die dazu erreicht sind, bleibt doch die Herausforderung der Rettung und Belebung gewaltig. Gelingen kann sie mit einem Prozess der Gentrifizierung.

9. Mecklenburg-Vorpommern: Gentrifizierung einmal anders

Gentrifizierung ist seit einigen Jahren ein Schlüsselwort urbaner Entwicklung. Der soziologische Fachbegriff stammt aus dem Angelsächsischen und lässt sich ins Deutsche sehr direkt mit „Adelung“ übersetzen. Geadelt werden dabei Stadtteile oder Quartiere, die zuvor mehr oder weniger heruntergekommen waren. Es geht um Viertel, die sich typischerweise auszeichnen durch niedriges Einkommen, schlechte Wohnstandards und Belastungen, die damit einhergehen: von niedriger Bildung bis zu mangelnder öffentlicher Sicherheit.

Nun eignet sich nicht jede marode Plattenbausiedlung für eine Gentrifizierung. Irgendwelche Vorteile müssen auch adelungsfähige Viertel aufweisen, z. B. eine zentrumsnahe Lage, alte Gebäude mit Potenzial, „Kiez“-Strukturen. Einen Vorteil haben sie immer: niedrige Mieten. Vor allem diese sind es, die Gentrifizierungspioniere anziehen. Das sind üblicherweise Studierende und Kunstschaffende. Beide Gruppen haben wenig Geld, dafür aber umso mehr Ideen, soziale Energie und gesellschaftliche Ausstrahlungskraft. Sie suchen sich Wohn-, Atelier- und Probenräume, schaffen Nachfrage z. B. nach Kneipen, Programmkinos, Öko-Läden, Wochenmärkten, sie organisieren Straßenfeste und ziehen Existenzgründer wie Werbeagenturen oder Architekturbüros an. Gerade solche Viertel werden damit für alternative Lebensstile immer attraktiver.

So verändert sich in einigen Jahren das Profil eines Stadtteils. Immer mehr Besucher aus den „besseren“ Vierteln finden das Wohnen dort interessant. Die Nachfrage nach Wohnraum nimmt zu, die Mieten steigen, aus Miet-

wohnungen werden Eigentumswohnungen, die Grundstückspreise erhöhen sich und Luxussanierungen folgen. Damit werden die ursprünglichen Bewohner – Einkommensschwache – immer mehr verdrängt. Schließlich können sich auch die Pioniere der „Adelung“, die Studierenden und Künstler, das Wohnen dort nicht mehr leisten. Sie ziehen in andere Quartiere, die den Gentrifizierungsprozess noch vor sich haben.

Das hier geschilderte Muster ist nicht bloß soziologische Theorie, sondern Realität mit Namen und Adresse: Kreuzberg oder Prenzlauer Berg in Berlin, Ottensen oder St. Georg in Hamburg sind Modelle erfolgreicher Gentrifizierung. Neukölln in Berlin und das Schanzenviertel in Hamburg sind Beispiele eines laufenden Prozesses. Erfolgreich muss man dabei in Anführungsstriche setzen, denn der Erfolg der Immobilienbesitzer geht zu Lasten derer, die sich das Wohnen dort nicht mehr leisten können. Und viele fühlen sich auch nicht mehr wohl, weil die Lebensstile der Neuen mit dem größeren Portemonnaie das Klima des Viertels in ihren Augen ins Spießige, Yuppichefte (oder was immer gerade negativ erscheint) verändern. In großstädtischen Quartieren ist Gentrifizierung deshalb häufig mit heftigen sozialen Auseinandersetzungen verbunden. Die „Rote Flora“ und die Hafenstraße in Hamburg oder auch der Kreuzberger Mai wurden dafür bundesweit „berühmt“.

Gentrifizierung beschreibt damit einen kapitalistischen Selbstheilungsprozess, der ziemlich ambivalent ist. Eine Ambivalenz, die auch Stadtplaner empfinden. Einerseits mögen sie Sympathie mit den Interessen von sozial Schwächeren, Studierenden und Künstlern haben, andererseits freuen sie sich, wenn ungepflegte Altbauten zu Schmuckstücken werden und statt Sozialhilfeszahlungen Einnahmen aus Einkommenssteuer fließen.

Gentrifizierung beginnt in Mecklenburg-Vorpommern erst ganz allmählich zu einem Thema zu werden. Dabei zeichnet sich ab, dass entsprechende Prozesse hier teilweise andere Voraussetzungen und andere Ergebnisse haben als in den Musterfällen westdeutscher Großstädte. Diese Unterschiede gelten für städtische Quartiere in Mecklenburg-Vorpommern und noch weit stärker für ländliche Gebiete.

Städtische Ansätze von Gentrifizierung zeigen sich bisher nur selten. Die Kröpeliner Tor-Vorstadt in Rostock ist vielleicht das beste Beispiel im Lande. Allerdings gibt es generell in Ostdeutschland nicht die typische klassengesellschaftliche Trennung der städtischen Wohnquartiere wie im Westen. Die großen Einkommensgefälle fehlen ebenso wie die hohen Immigrantenzahlen. In der DDR gab es den Trend in die vom Staat besser ausgestattete „Platte“ bei allen Schichten. Auch der Professor wohnte dort. Umgekehrt wurden Altstädte unter der SED-Herrschaft generell vernachlässigt, ja systematisch ruiniert und waren als Wohnraum deshalb wenig gefragt. Wenn heute in Mecklenburg-Vorpommern alte städtische Wohnquartiere wieder strahlen, stehen dahinter in der Regel gerade nicht marktwirtschaftliche Gentrifizierungsprozesse, sondern öffentliche Förderprogramme. Ohne diese würden sich angesichts im Bundesvergleich niedriger Mieten und Immobilienpreise (abgesehen von Rostock und touristischen Spitzenlagen) die Investitionen gar nicht rentieren.

Versuchen wir deshalb einmal, die Idee der Gentrifizierung nicht auf einzelne Stadtgebiete, sondern das ländliche Mecklenburg-Vorpommern anzuwenden. Wir haben hier eine weite Fläche mit besonders schwacher Einkommensstruktur, hoher Arbeitslosigkeit, der dünnsten Besiedlung, dem geringsten Bildungsniveau, hoher Abwanderung und einer krisenanfälligen Industrie. An einigen wenigen Orten hat sich eine braune Subkultur entwickelt, die auf das Image des Landes insgesamt negativ ausstrahlt.

Die Benachteiligung, die jeder Gentrifizierung vorausgehen muss, ist damit für das ländliche Mecklenburg-Vorpommern zweifellos gegeben. Aber auch die Potenziale, die erfolgreiche Gentrifizierung braucht, sind vorhanden:

- imposante alte Gebäude, die noch ungenutzt sind,
- billiger Wohn- und Arbeitsraum,
- niedrige Lebenshaltungskosten,
- eine herausragende Freizeitqualität (fast zweitausend Kilometer Ostseeküste, zweitausend Seen, ursprüngliche Flusslandschaften von der Elbe über die Warnow bis zur Peene, Platz zum Jagen, Reiten, Golfen und vieles mehr).

Mecklenburg-Vorpommern ist gekennzeichnet durch den Luxus der Leere, der Raum-Pionieren die Chance gibt, hier alternative Lebensentwürfe zu realisieren. MV bietet Platz zum Träumen. Hier kann das gelingen, was Friedrich der Große einst für das benachbarte Brandenburg-Preußen versprach: Jeder kann nach seiner Façon selig werden.

Neue Raumpioniere können sich in Mecklenburg-Vorpommern erfolgreich entfalten, solange sie nicht Land- und Forstwirtschaft in großem Stil betreiben wollen. Das Land ist immer noch geprägt durch seine traditionelle gutswirtschaftliche Struktur, die durch die Kollektivierung in kommunistischer Zeit noch einseitiger ausgerichtet wurde. Land- und Forstwirtschaft sind Großgrundbesitz, bäuerliche Landwirtschaft ist deutlich unterrepräsentiert. Dörfer sind traditionell Landarbeitersiedlungen und nicht Sitz wohlhabender Bauern. Bei der Reprivatisierung in den 1990er Jahren wurden fatalerweise Ackerflächen und Herrenhaus-Immobilien voneinander getrennt. Der Landbesitz wurde damit von kultureller Verantwortung freigestellt. Seit Jahren werden Acker- und Forstflächen fast nur gesucht. Angebote finden sich kaum. Nachkommen von Alteigentümern, clevere ehemalige LPG-Vorsitzende, westdeutsche und internationale Investoren haben die Flächen fest in der Hand. Der Boom erneuerbarer Energien und die Suche nach Sachwerten infolge der Finanzkrise haben die Preise längst in die Höhe getrieben.

Die modernen Agrarunternehmen haben so fast alle für ihre Zwecke brauchbaren Flächen in der Hand, beschäftigen dabei aber wenig Personal, bedienen keinen lokalen Markt und schaffen keine hinreichende Nachfragebasis für lokales Handwerk, Geschäftsleben oder Dienstleistung. So stehen hohen Ackerpreisen niedrige Bewertungen für agrarkapitalistisch nicht rentierliche Immobilien – vom Schloss über die alte Mühle bis zum Einfamilienhaus – gegenüber. Diese Immobilien bilden die Grundlage eines Gentrifizierungsprozesses.

Anders als in der westdeutschen Stadt ist im ländlichen Mecklenburg-Vorpommern ein Gentrifizierungsprozess ohne Verlierer denkbar. Prägend ist auf dem Lande nicht die niedrige Miete, sondern preisgünstiges Immobilieneigentum, das sich weiterem Preisverfall ausgesetzt sieht. Wer das Dorf

verlassen will, hat häufig das Problem, nicht mal zum Schleuderpreis einen Käufer für sein Haus zu finden. Die Nachfrage nach ländlichen Wohnimmobilien zu steigern, liegt im Interesse der meisten Bewohner. Mehr Nachfrage heißt zugleich Zuwanderung (zumindest mit Zweitwohnsitz), bedeutet mehr Kaufkraft, schafft Aufträge und Arbeitsplätze. Wohlhabende, die aufs Land ziehen, bilden nicht nur Kundschaft für Kunst und Kultur. Sie sind nicht nur in der Lage, dem „Garten der Metropolen“ die nötigen ökonomischen Impulse zu vermitteln, sondern auch eine Perspektive als bevorzugtem Lebensraum, einem Arkadien des Nordens, zu verleihen.

Gentrifizierung ist für Mecklenburg-Vorpommern nicht mehr nur eine Idee. Sie findet in vielen Ansätzen bereits statt – mal mehr an bevorzugten Orten der Natur, mal mehr gelockt durch kulturelles Leben, meist aber in Kombination von beidem. Reemtsma und Merckle, Stinnes und Rethmann sind nur einige der klingenden Namen, die in Mecklenburg-Vorpommern an ihrem diskreten Arkadien bauen. Vermögende Erben, die sich mit einem eigenen Projekt beweisen wollen, Freiberufler, die dank moderner Kommunikationstechnik standortunabhängig sind, und wohlhabende Pensionäre, die einen neuen Lebensrhythmus suchen, haben Mecklenburg-Vorpommern schon für sich entdeckt. Es ist noch reichlich Platz und landesstrategischer Bedarf für Viele mehr.

So besteht in Mecklenburg-Vorpommern die Chance, einen ländlichen Gentrifizierungsprozess ohne kalte Investoren, ohne Banken und Versicherungskonzerne in Gang zu bekommen. Der Fundus Fonds, der das Traditionsbad Heiligendamm und die Halbinsel Wustrow mit hoher Rendite touristisch gentrifizieren wollte, ist grandios gescheitert. Was Mecklenburg-Vorpommern braucht, sind Liebhaberinnen und Liebhaber von Natur und Kultur, die ihren *Return on Investment* in Lebensqualität messen. Liebhaber, die Respekt vor dem Gewachsenen mitbringen und deshalb eher daran denken, die Sympathie ihrer Mitmenschen zu gewinnen, statt möglichst Distanz gebietende Zäune zu errichten.

10. Gemeinnützigkeit für den „Garten der Metropolen“

Gentrifizierung erwächst in Mecklenburg-Vorpommern aus nicht rentierlichen Liebhaber-Immobilien. Man könnte deren Sanierung schon für eine Gemeinwohl-Tat halten, denn die Gemeinschaft hat zumindest einen ästhetischen Nutzen. Rechtlich und steuerlich ist das aber noch keine Gemeinnützigkeit. Sie ist aber erforderlich, wenn es nicht nur darum geht, das eigene Domizil herzurichten, sondern auch den übrigen „Garten der Metropolen“ kulturell zu beleben und in seinen natürlichen Qualitäten zu pflegen.

In Mecklenburg-Vorpommern sind rund einhundertsechzig Stiftungen bürgerlichen oder kirchlichen Rechts registriert. Zum Vergleich: In Hamburg bei nur leicht höherer Einwohnerzahl sind es über zwölfhundert. Schaut man auf das Vermögen, das sich immer nur schätzen lässt, dann weist allein die reichste Hamburger Stiftung – die Joachim Herz Stiftung – ein höheres Kapital auf als alle Stiftungen in Mecklenburg-Vorpommern zusammen.

Das Stiftungswesen in Mecklenburg-Vorpommern mag in seiner materiellen Wirkung noch schwach sein. Es setzt aber bereits Zeichen der Hoffnung. Die Festspiele Mecklenburg-Vorpommern haben eine Stiftung gegründet, um eine Quelle der Selbstfinanzierung zu schaffen. Innerhalb von zwei Jahren konnten sie – neben dem bisherigen Spendenaufkommen – über einhundert private Stifterinnen und Stifter mit mehr als achthunderttausend Euro gewinnen. In Ahrenshoop wurde gerade das Richtfest für das Kunstmuseum Ahrenshoop gefeiert. In wenigen Jahren haben hier Private aus ganz Deutschland einen Stiftungsbetrag von 2,5 Millionen Euro aufgebracht, mit dem die nötige öffentliche Förderung für die Realisierung des Gesamtprojekts eingeworben werden konnte. Erfolgreiche Stiftungsprojekte entstanden etwa auch aus dem „Schönberger Musiksommer“ oder mit der „Bürgerstiftung der Theaterfreunde Schwerin“.

Erfolgreiche Kultursammelstiftungen geben einen Hinweis darauf, dass kulturell engagierte Bürger, die mit Kunst angesprochen werden, auch finanziell ein Engagementpotenzial für das Land bilden. Dabei kann es um erhebliche Einzelbeträge gehen. Die Müritz-Region etwa hat mit Millionen-summen von den kulturellen Engagements des dort gebürtigen Schweizer Stifters Jost Reinhold profitiert. Erwähnt seien aus der größeren Zahl der



Kieler Holzunternehmer Dr. Ulrich Fries, der die Uwe-Johnson-Stiftungsprofessur in Rostock mit fünfhunderttausend Euro dotiert hat, die Bosch-Erbin Ise Bosch, die finanziell maßgeblich zum Schönberger Musiksommer beiträgt oder der Pinneberger Musik- und Fernsehkritiker Christoph Forsthoff, der im Rahmen der Festspiele Mecklenburg-Vorpommern den mit einhunderttausend Euro ausgestatteten Forsthoff-Cellofonds geschaffen hat. Das Kapital bleibt erhalten und aus den Erträgen wird jährlich ein besonderes Projekt für junge Cellisten in Mecklenburg-Vorpommern ermöglicht – aus Begeisterung für Musik und für die „traumhafte, in ihrer Vielfalt und Urwüchsigkeit wohl einmalige Landschaft“. Auch Sachspenden spielen eine Rolle, man denke etwa an den Berliner Sammler Christoph Müller, der das Staatliche Museum Schwerin mit zahlreichen Schenkungen bereichert.

Neben individuellen Stiftern sind auch einige große Stiftungen aus dem Bundesgebiet aktiv geworden. Die Hamburger ZEIT-Stiftung, die Stuttgarter Bosch-Stiftung, die Deutsche Stiftung Denkmalschutz, die Deutsche Bundesstiftung Umwelt, die VolkswagenStiftung, die Nordmetall-Stiftung und viele andere haben sich mit sechs- bis achtstelligen Beträgen im Lande engagiert.

Angesichts der im Lande herrschenden Vermögens- und Einkommenschwäche gilt es, Kapital – vor allem Stifter und Spender – von außen anzuziehen. Die Beispiele zeigen, dass die Idee grundsätzlich trägt. Allerdings: Um Stifter und Spender wird überall geworben. Wie kann man Vermögende gewinnen, sich für gesellschaftliche Anliegen von Geld zu trennen? Der Berliner Politikwissenschaftler Herfried Münkler hat dazu schon 2006 eine Schlüsselerkenntnis geliefert: Entscheidend sei nicht, wie viel freies Geld z. B. durch die viel beschworene Erbschaftswelle vorhanden sei, sondern „das in einer Gesellschaft vorhandene Imaginationspotential attraktiver Ziele, verbunden mit der Vorstellung, dass sie bei entsprechenden Anstrengungen auch tatsächlich erreicht werden können.“³

Mit anderen Worten: Geld folgt Imagination. Kultur und Natur sind der Stoff, aus dem draußen Stifterträume für Mecklenburg-Vorpommern

³ Herfried Münkler: Anstifter, Unruhestifter – wie Stiftungen Veränderungen bewegen. In: ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius (Hg.): Gerd Bucerius. Facetten seines Wirkens. Hamburg 2006. S. 42.

gewebt werden können, ob nun mit einer Ansiedlung im Lande oder ohne. Im Selbstlauf entwickelt sich dies aber nur schwach. Kultur- und Naturengagierte sind hier ebenso gefordert wie die Politik, Interesse an gemeinnützigem Engagements zu entfachen. Auch hier ist langer Atem gefragt. Dafür lockt die Chance, die Abhängigkeit der Kultur vom staatlichen Finanztropf zu reduzieren und so Freiheit zu gewinnen.

11. Politik als Kunst der Landesentwicklung

Wie lässt sich die Kunst des Bleibens mit dem schönen Leitbild eines „Gartens der Metropolen“ und den Erfahrungen aus Gentrifizierungsprozessen zu einer politischen Strategie entwickeln?

Die Herausforderung ist einfach und kompliziert zugleich. Kompliziert, weil Politik ein zähes Geschäft ist, das nicht nach Wunsch funktioniert. Kultur fristet in den programmatischen Stellungnahmen der Parteien – außer bei den Grünen – eine wenig inspirierende Randexistenz. Wahlen sind mit Kulturpolitik nicht zu gewinnen. In der Landesregierung von MV ressortiert Kultur zusammen mit Bildung. Die Übernahme des Ministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur, wie es zur Zeit heißt, bedeutet seit Landesgründung für jeden Amtsinhaber das politische Aus. Keiner hat eine weitere Amtsperiode geschafft, keiner konnte danach in ein anderes Ministeramt wechseln. Kultur ist nie oben auf der Agenda eines Ministers gewesen – auch nicht eines Staatssekretärs.

Kulturpolitik ist in Mecklenburg-Vorpommern nicht strategisch vorausschauend, sondern eher Brandbekämpfung. In diesem Sinne wirkt die immer wieder drohende Theaterpleite – die finanzielle, nicht die künstlerische! – seit Jahren als Schwarzes Loch, das magisch kulturpolitische Energie einsaugt. Institutionalisierte Beratungen über einen Kulturbeirat oder neuerdings einen Kulturrat des Ministeriums haben bislang keine Dynamik entfaltet.

Was auf Landesebene versäumt wird, findet auf kommunaler Ebene kaum Kompensation. Rostock als größte und lebendigste Stadt, die kulturell vorangehen müsste, hat zwar eine spannende freie Kulturszene. Kulturpo-

litisch kann sie aber keinen klaren Gedanken fassen, weil die Verhältnisse zwischen Parteien und Oberbürgermeister seit Jahren zerrüttet sind.

Einige Künstler sowie Wohlmeinende in Politik und Verwaltung versuchen seit Jahren, die Kunst aus der Bettelrolle herauszuholen. Sie argumentieren mit dem Modell der Kulturwirtschaft und sehen Kunstförderung damit auch als Aufgabe staatlicher Wirtschaftsförderung. Kulturwirtschaft ist aber in der Realität Big Business, in dem Künstler die Rolle von billigen, entrechteten Zulieferern spielen. Ein Geschäft, das es in Mecklenburg-Vorpommern kaum gibt. Auch der Ansatz über Tourismusförderung stößt immer wieder an Grenzen. Die Tourismusbranche ist letztlich immer auf Übernachtungszahlen und Gastronomie-Umsatz aus. Das ist ein hartes Geschäft, das gern vom Kulturimage profitiert, aber nicht den Atem hat, langfristig in dessen Aufbau zu investieren.

Das strategische Ziel sollte sein, auf qualifizierte Zuwanderung hinzuarbeiten und dazu langfristig das Profil des Landes umzuformen. Neben Landwirtschaft und Industrie müssen nicht nur Dienstleistungen, sondern auch Bildung, Wissenschaft, Kunst und Kultur eine viel stärkere Rolle einnehmen. Die Erfahrung hat gezeigt, dass allein die Ausweisung von Gewerbegebieten und das Nachwerfen von Subventionen – jedenfalls im bisherigen Strategieansatz – keinen hinreichenden Gesundungsprozess bewirken. Unstrittig sind aber die häufig hohen Kosten. Jeder kennt die Beispiele, wie zwei- und dreistellige Millionen-Förderungen in nicht funktionierenden Projekten verbrannt worden sind. Neues Denken ist deshalb gefordert.

Für eine Kulturoffensive

Nur eine Kultur-, Bildungs- und Wissenschaftsoffensive sichert dauerhaft das Überleben. Sie schafft ein Klima für Zuwanderung, für mehr Menschen, die mit eigenem Geld etwas unternehmen können, die auch Gemeinnütziges finanzieren, damit sich gesellschaftliche Projekte mit weniger Vormundschaft staatlicher Förderentscheidungen entwickeln können. Und wir brauchen mehr Menschen, die sich Kunst und Kultur finanziell leisten können. Das wäre schließlich ein Prozess, in dem sich auch der Arbeits-

markt erholen könnte – weg vom Fernpendeln, vom Heuern und Feuern im Tourismus, weg vom Billiglohn.

Wie könnte eine Kulturoffensive aussehen? Ganz ohne Geld wird es nicht gehen. Allerdings geht es weder um Mitleid noch um mäzenatische Gnadenerweise. Wenn Landwirte für jeden Hektar, den sie bearbeiten, mit 300 Euro EU-Förderung belohnt werden, wenn Unternehmen für einen Arbeitsplatz, den sie schaffen, bis zu achtzigtausend Euro geschenkt bekommen, dann entsteht mit Recht die Frage: Muss nicht der Beitrag von Künstlern zu einem gelingenden Gemeinwesen in Mecklenburg-Vorpommern finanziell neu bewertet werden?

Aber am wichtigsten für eine Kulturoffensive ist Kommunikation. In der jüngsten „Kulturanalyse“ im Auftrag der Landesregierung wird wie schon vier Jahre zuvor denkbar klar formuliert: „Kultur und Kunst sind in ihren vielfachen Ausprägungen sehr wohl ein Bereich, für den sich ein Engagement der Landesregierung lohnt. Dabei geht es nicht nur um die finanzielle Förderung einzelner Bereiche, sondern in erster Linie um die politische Wahrnehmung und Fürsorge für diese Aktivitäten. Die Entscheidung für die Einstufung der Kultur als Pflichtaufgabe bleibt eine Hauptforderung der Kulturschaffenden. Eine verstärkte Präsenz von Politikern auf kulturellen Veranstaltungen verstärkt die öffentliche Wahrnehmung der Veranstaltung.“⁴ Geld allein macht auch Kunst nicht glücklich. Zudem wäre es eher eine abschreckende Vorstellung, dass fast ein Vierteljahrhundert nach dem Fall des Staatssozialismus die Kulturszene in ganzer Breite staatlich ausgehalten und damit auch kontrolliert würde.

Mecklenburg-Vorpommern hat noch nicht das Image eines besonders spannenden Kulturraums. Hier herrscht eine Bevölkerungsstruktur, die noch durch „alte Industrie“ und Landarbeit geprägt ist. Daneben sind aber längst kulturelle Milieus entstanden, die dem Vormodernen durchaus etwas abgewinnen können. Kunst und Kultur sind hier eine faszinierende Verbindung mit Natur und sozialer Realität des Landes eingegangen, die es anderswo

⁴ Petschulat, Ulrike u. a. (Hg.): Kulturanalyse für Mecklenburg-Vorpommern. Auswertung einer Befragung von kulturellen Einrichtungen und Initiativen im Jahr 2008. Schwerin 2010. S. 93.

nicht gibt. Sie ruft nach Entdeckung. Solange Kulturgenuss aber im Lande nicht stärker als Selbstbild gepflegt wird, bleibt auch das Fremdbild draußen den alten Klischees verhaftet. Kommunikation ist deshalb das, was Kunst und Kultur in Mecklenburg-Vorpommern am dringendsten benötigen.

Wenn es glücklich läuft, können Politiker – wie Klaus Naumann oder Julian Nida-Rümelin auf Bundesebene, Christina Weiss oder Karin von Welck als Hamburger Senatorinnen oder sogar lokale Kulturverantwortliche wie einst Hilmar Hoffmann in Frankfurt – erfolgreich für Kultur trommeln. Das funktioniert allerdings nur, wenn sie sich – anders als in Mecklenburg-Vorpommern – ganz auf Kultur konzentrieren können. Brauchen wir ein Kulturministerium für Mecklenburg-Vorpommern? Vielleicht, es kommt auf die personelle Besetzung an und die hängt bekanntlich an parteipolitischen Konstellationen.

Für eine Landeskulturstiftung

An dieser Stelle könnte die Idee einer Landeskulturstiftung neu ins Spiel kommen. Mecklenburg-Vorpommern gehört zu den wenigen Bundesländern, die bisher keine – von der öffentlichen Hand dotierte – Landeskulturstiftung geschaffen haben. Die meisten Länder haben ihre kulturellen Fördermaßnahmen in einer solchen Stiftung gebündelt, die im Wesentlichen öffentliches Geld vergibt. Sie hat den Vorteil, dem Denken und Sprechen der Kunst näherzustehen als ein Ministerium und in ihren Entscheidungen freier zu sein. Wie frei, das ist bei der Frage nach dem Sinn einer solchen Einrichtung ausschlaggebend. In der Regel sitzt der zuständige Minister im Aufsichtsorgan. Dagegen ist nichts einzuwenden, im Gegenteil kann damit persönliches Interesse und politische Unterstützung signalisiert werden. Wenn diese Aufsichtsfunktion allerdings zum Anspruch führt, dass alle Fördervorgänge, Personalfragen und sonstige Interna regelmäßig vom Apparat des Ministers einer Gegenprüfung unterzogen werden, wird aus der befreiend gedachten Idee lediglich bürokratische Doppelarbeit mit gelegentlich hässlichem Kleinkrieg.

Die Emanzipation einer Landeskulturstiftung von der Ministerialbürokratie ist eine Frage von Satzungen und Menschen. Entscheidend ist, dass an der

Spitze der Stiftung eine Persönlichkeit steht, die das Format hat und sich traut, im Rahmen der beschlossenen Strategien und Regularien autonom zu agieren.

Eine solche Persönlichkeit könnte über das Thema Kunst und Kultur eine umfassendere Strategie der Landesentwicklung voranbringen. Mit weitgehenden Kompetenzen, persönlichem Einsatz und einem finanziellen Instrumentarium könnte sie die Impulse setzen sowie die Moderations- und Vernetzungsaufgaben wahrnehmen, um Kultur im „Garten der Metropolen“ zum erfolgreichen Kern eines sozialen und ökonomischen Aufstiegs des Landes zu machen. Eine Person, die sich in Kunst und Kultur souverän bewegen kann, die volle Unterstützung der Landesregierung und vor allem des Ministerpräsidenten genießt, gleichzeitig möglichst alle demokratischen Kräfte einbindet. Ein strategischer Kopf, der kommunikativ gewinnt – innerhalb und außerhalb des Landes, bei Menschen der Kunst und Kultur, der Geschäftswelt, des gemeinnützigen Sektors. Übrigens bitte kein Künstler, denn Kulturpolitik braucht generalistische Kompetenz. Kulturkommunikation, das ist wie Box-Promotion mit Esprit. Das braucht Intellektualität und Autorität, Integrationsfähigkeit und auch Streitbarkeit, denn schließlich ist Provokation das Schönste am Kulturbetrieb. Ministerielle Kulturverantwortung würde so entlastet, ergänzt und durch ein neues Instrument gleichzeitig verstärkt.

In Mecklenburg-Vorpommern ist die Idee einer Landeskulturstiftung von den Grünen und der Linken in die Debatte eingeführt worden, freilich bislang ohne größere Resonanz. Nun muss man auch vor dem Missverständnis warnen, durch die Schaffung einer solchen Stiftung stünde automatisch mehr Geld zur Verfügung. Langfristig besteht zwar die Chance, das finanzielle Volumen durch private Zustiftungen zu erhöhen, aber dazu braucht es Zeiträume von zehn Jahren und mehr. Kurzfristig würde es wohl so aussehen, dass Gelder, die bisher von der Landesregierung vergeben wurden, in die Stiftung umgeleitet werden. Jede Ausweitung des Förderrahmens müsste genauso in Etatberatungen erkämpft werden wie bei Regierungsförderungen.

Um ein Mindestmaß an Nachhaltigkeit und Unabhängigkeit in die Stiftungsarbeit zu bringen, müsste sie darüber hinaus einmalig oder schritt-

weise mit einem Vermögen ausgestattet werden, aus dem sie Erträge für ihre Arbeit gewinnt. Bei früheren großen Stiftungsgründungen der öffentlichen Hand ist dieses Vermögen häufig aus Privatisierungserlösen von Staatsunternehmen entstanden, so z. B. bei der VolkswagenStiftung, der Deutschen Bundesstiftung Umwelt (Preussag Konzern), der Bayerischen Landesstiftung (Bayerische Vereinsbank), oder der Landesstiftung Baden-Württemberg (ENBW-Konzern). Derartige Ertragsjuwelen im Staatsbesitz sind in Mecklenburg-Vorpommern nicht zu erkennen. Vielleicht kämen landeseigene Agrar- oder Forstflächen in Frage, vielleicht Immobilien, die im Zuge von Gentrifizierung einen Wertzuwachs erwarten lassen.

Für ein „Pro MV“-Projekt

Um die Baukultur besonders auf dem Lande zu retten und das Gentrifizierungspotenzial einer Kulturoffensive zu nutzen, ist speziell die Zielgruppe der Vermögenden außerhalb des Bundeslandes in den Blick zu nehmen. Sie ist weder mit Broschüren noch Internet- oder Messe-Auftritten des Landesmarketings angemessen zu erreichen. Vielmehr geht es um individualisierte Kontaktabbau, Vertrauensaufbau, Verstehen von Interessen und Träumen, Entwickeln von Ideen für (Zweit-)Wohnsitze, Freizeitprojekte und gemeinnütziges Engagement etwa mit Kulturstiftungen. Für diese Aufgabe kommt nur ein Non-Profit-Projekt in Frage, denn Liebhaber-Immobilien, die im Taunus oder am Tegernsee die Maklerbranche bestens ernähren, sind in MV bei fünf- oder niedrigen sechsstelligen Kaufpreisen aber sehr hohem Vermittlungsaufwand geschäftlich uninteressant.

Die Verbindung von Ansiedlungs- und Engagementfragen – gerade im kulturellen Sektor – macht den Kontakt zur Zielgruppe einfacher als ein nur kommerzielles Angebot, für das Nachfrage erst geweckt werden muss. Diese Non-Profit-Agentur könnte an ein früheres Projekt der Landesregierung unter dem Titel „Pro MV“ anknüpfen, bei dem „Botschafter“ mit ihrer Reputation und ihren Beziehungen für das Land werben sollten. Es ist nicht gelungen, diese Idee in der behördlichen Struktur so zu begleiten, dass daraus etwas Befriedigendes entstehen konnte. Mit Testimonials zu arbeiten bleibt dennoch ein richtiger Ansatz.

Ein neues „Pro MV“ braucht die Diskretion und die Service-Haltung eines Family Office, um Vermögende mit Kunst und Kultur zum Kommen und Bleiben zu animieren und damit auch der Kunst das Bleiben in Mecklenburg-Vorpommern zu erleichtern. Das wäre keine Aufgabe für eine neue Behörde sondern ein gut positioniertes und personell passend besetztes Projekt, das nach fünf oder zehn Jahren erfolgreicher Arbeit ausläuft.

Vermögende emotional gewinnen

Investoren, die über Standorte nachdenken, wollen nicht geliebt werden, sondern so viel öffentliche Förderung einstreichen, dass sich ihr Geschäft lohnt. Darauf ist Politik gelegentlich stärker eingegangen als dem Land gut getan hat. Private, die Liebhaberobjekte sanieren, die sich mit eigenem Geld und unbezahlter Arbeit gemeinnützig betätigen, benötigen vielleicht auch finanzielle Unterstützung, vor allem aber ein Klima, das sie ermutigt und animiert.

Die hohe Kunst, vermögende Privatleute emotional zu gewinnen, muss die Landespolitik noch entwickeln – sei es in der Willkommenskultur für eine Ansiedlung oder in der Verführung zu Gemeinwohl-Engagement. Es ist nicht gut, wenn Stifterinnen und Stifter im Lande nicht selten den Eindruck haben, von der Politik nicht wahrgenommen, nicht verstanden und nicht geschätzt zu werden. Die Landespolitik – in der Regierung wie im Parlament – sollte eine deutlichere Haltung der Wertschätzung und Pflege privaten Engagements entwickeln.

Für Stiften und Spenden

In anderen Bundesländern werden Stifterinnen und Stifter – gerade auch im Kultursektor – vielfältig hofiert. Das beginnt mit aktiver Werbung für das Stiften und weitgehenden Erleichterungen der Stiftungsgründung und endet mit vielfältigen Stifterehrungen. Ehrung bedeutet dabei nicht unbedingt Orden zu verleihen, sondern Interesse an Stiftungsarbeit zu zeigen, persönlichen Meinungs- und Erfahrungsaustausch zu pflegen oder gemeinnützig Engagierte bei Einladungen zu berücksichtigen. In anderen Bundesländern unterstützt die Politik mit ihren Räumen und ihrer Pro-

minenz Fundraising-Veranstaltungen von Stiftungen und gemeinnützigen Projekten. Warum sollte das nicht auch in Mecklenburg-Vorpommern möglich sein?

Die Stimmen der Gesellschaft stärken

Es wäre unfair, alles von der Politik zu erwarten. Gerade die komplexen und kontroversen Fragen der Kultur und der Leitbilder des Landes sind in gesellschaftlichen Debatten eher zu verhandeln als in Parlamenten und Ministerien.

Hier ist auch die Stimme der Kunst noch zu schwach, jedenfalls wenn wir von Anrufungen an der Klagemauer der Finanzen absehen. Es fehlt immer noch an einer zivilgesellschaftlichen, spartenübergreifenden Plattform öffentlicher Kulturdebatten, wie sie die Mecklenburger AnStiftung schon vor Jahren mit dem „Wismarer Manifest“ ins Gespräch gebracht hat.

Stiftungen haben sich mittlerweile auf den Weg gemacht, durch ein Landesnetz der Stiftungen ohne Rücksicht auf jeweilige Rechtsformen und Fördergebiete mehr Einfluss zu gewinnen. Nach neuen Wegen der Bürgerbeteiligung zu suchen ist Anliegen eines gemeinsamen Programms „BÜRGER.INNEN.LAND. Für eine aktive Zivilgesellschaft in Mecklenburg-Vorpommern“ der Herbert Quandt-Stiftung und der Mecklenburger AnStiftung. Jeder einzelne dieser Schritte mag klein erscheinen, in der Addition vieler Initiativen ergibt sich aber eine neue Qualität.

Worum es geht: Mecklenburg-Vorpommern braucht Zuwanderung, die das Land stärkt – mit Energien, Qualifikationen und nicht zuletzt Kapital. Dabei sollte für die Wohlhabenden weniger Rendite als vielmehr Lebenssinn und Lebensqualität – und damit auch ein Anteil Gemeinwohl-Engagement – im Zentrum stehen. Kunst und Kultur im Lande haben reichlich Substanz, in Verbindung mit attraktiven Naturlandschaften und – vor allem ländlichen – Immobilien, die auf Revitalisierung warten, die nötige Anziehungskraft auszuüben. Im Unterschied zu bisherigen städtischen Erfahrungen kann damit ein heilsamer Gentrifizierungsprozess entstehen, bei dem die Einheimischen gewinnen. So entfaltet sich die Kunst des Blei-

bens im Garten der Metropolen. Wenn Politik und Tourismus ebenso wie Bürgerinnen und Bürger eine solche Vision aktiv mitgestalten, dann kann Kultur zum Ausgangspunkt eines Strukturwandels werden, der dem Land eine positive Zukunft gibt.

11 Thesen

1. Herausforderung Migration

Die Kunst des Bleibens antwortet auf die negative Bevölkerungsentwicklung in MV. Demografen prognostizieren eine weitere Schrumpfung, die zu wachsenden Problemen führt. MV braucht deshalb mehr qualifizierte Zuwanderung, die nicht auf eine Anstellung angewiesen ist.

2. Gehen und Kommen – Künstlermigration als strategisches Paradigma für Mecklenburg-Vorpommern

Die Kunst des Bleibens baut auf Bindungen zum Land, klammert aber nicht am Wohnsitz in MV. Kunstschaffende aus MV müssen – wie andere auch – Erfahrungen draußen machen. Wichtig ist aber, wie viel Talentierte und Aktive neu nach MV kommen.

3. Die Gastfreundschaft der Kultur

Eine innovative Gesamtwirkung für das Land haben die zahlreichen Initiativen kultureller Gastfreundschaft, z. B. „Kunst:Offen“, „Kunst Heute“,

die „Offenen Töpfereien“ und die „Offenen Gärten“. Sie geben dem Land eine positive Ausstrahlung und machen es anziehend für Fremde.

4. Kunst in Mecklenburg-Vorpommern: Ein weites Feld

Kunst in MV wird meist nur in einzelnen herausragenden Beispielen wahrgenommen. Tatsächlich hat sich flächendeckend eine kreative bunte Kulturszene über viele Sparten entwickelt. Sie umfasst Professionelle ebenso wie Amateure. MV ist ein noch unentdecktes Kulturland.

5. Kunst als Bürgerengagement

Kunst hat eine gesellschaftlich aktivierende Funktion, sie fördert zum Beispiel soziale Fantasie, Kommunikation und Weltoffenheit. In homöopathischer Dosierung regt sie gesellschaftliche Umstimmungsprozesse allein durch ihre öffentlich ausstrahlenden Projekte an.

6. Kunst zwischen Prekariat und Romantik

Wie überall sind Künstler in MV meist arm. Aber niedrige Kosten und Selbstversorgung aus Garten und Natur haben auf dem Lande einen besonderen für Kunstschaffende attraktiven Lebensstil entstehen lassen. Sie tragen bei zu einem Modell gesunden, sinnstiftenden und ressourcenschonenden Lebens im „Garten der Metropolen“ Hamburg und Berlin.

7. Kulturgenuss im „Garten der Metropolen“

Die reiche Kunst und Kultur in MV bildet ein großes Potenzial für eine Genussstrategie, die den Tourismus weniger witterungs- und strandabhängig macht. Kulturgenuss in MV erschließt neue kaufkräftige Zielgruppen und strategisch wichtige Zuwanderer.

8. Der „Garten der Metropolen“ als Kulturerbe und Aufgabe

Gutshäuser und andere Bauzeugen der Vergangenheit sind ebenso wie Gartenkultur ein attraktiver Teil einer Kunst des Bleibens. Künstlerische Belebung ist unverzichtbar bei der Suche nach zeitgemäßen Nutzungen und damit für die Rettung vieler Gebäude.

9. Mecklenburg-Vorpommern: Gentrifizierung einmal anders

Die Aufwertung vernachlässigter Großstadtquartiere beginnt häufig mit dem Zuzug von Künstlern (und

Studierenden), denen Wohlhabende auf der Suche nach interessanten Lebensentwürfen folgen. Dieser Gentrifizierung genannte Prozess ist die Chance, gerade auch ländliche Baukultur in MV vor dem Verfall zu retten. Anders als in städtischen Mietwohnungen können bei Gentrifizierung auf dem Lande alle gewinnen.

10. Gemeinnützigkeit für den „Garten der Metropolen“

Liebhaberimmobilien, Kunst und Kultur machen MV für Vermögende interessant, die nicht auf der Suche nach Rendite, sondern Lebensqualität und Lebenssinn sind. Sie bilden ein Potenzial für die Stärkung privater Gemeinnützigkeit – z. B. in Stiftungen –, die MV dringend braucht.

11. Politik als Kunst der Landesentwicklung

Die Politik muss helfen, die Kunst des Bleibens zu fördern und in eine Aufschwung-Strategie für das Land zu integrieren. Bausteine dafür wären

- eine Kulturoffensive auszurufen
- eine Landeskulturstiftung zu schaffen
- eine Pro-MV-Agentur zur Ansprache vermögender Zielgruppen zu gründen
- privater Gemeinnützigkeit mehr positive Aufmerksamkeit zu widmen.

Damit ein strategischer Neuentwurf gelingt, müssen sich Bürgerinnen und Bürger, besonders auch die kulturell Engagierten, stärker als bisher in die politische Debatte einbringen.

Reportagen von Moritz Baumstieger

Auferstanden aus Ruinen

Mestlin war einst ein sozialistisches Musterdorf, jetzt ist es ein Beispiel für den Zerfall. Ein Verein will nun das Ensemble um das gigantische Kulturhaus retten – und neben dem Gebäude auch das Miteinander im Ort wiederbeleben.

Nur eine Kette verblichener Plastikwimpel flattert im Wind. Sonst bewegt sich nichts, bis ein Düsenjet das Grau des Himmels zerschneidet. Die Fassaden der Häuser rund um den Marx-Engels-Platz muffeln im realsozialistischen Ockerton, können also auch nicht viel zu der Fröhlichkeit beitragen, die Susanne Reichhard vor ihrem innerem Auge zu sehen scheint. „Stellen Sie sich vor“, sagt die Frau mit der engen Hose und den Turnschuhen, „wir könnten hier das Flair einer italienischen Piazza aus den fünfziger Jahren schaffen.“ Reichhard ist Schauspielerin, hat also schon von Berufs wegen Fantasie.

Der Platz, der wie eine Babelsberger Filmkulisse für das nächste Stasi-Drama wirkt und den Susanne Reichhard und ihre Mitstreiter mit Leben füllen wollen, liegt in Mestlin, einer 800-Seelen-Gemeinde in Mecklenburg. Er ist Teil eines Ensembles, das hier auf den platten Land so deplatziert wirkt, als wäre einst eine große Hand aus dem Himmel gefahren und hätte es hierher gepflanzt: Polytechnische Schule, Kindergarten, Gemeindehaus, Landambulatorium, ehemaliger Konsum-Laden, mehrere Wohnblöcke – und das Kulturhaus: ein gigantischer Koloss, 57 Meter lang und 23 Meter hoch, in ihm die drittgrößte Bühne des Bundeslandes.

Natürlich war es keine große Hand, die aus dem Himmel fuhr, sondern das Zentralkomitee der SED, das diese gigantische Anlage nach Mestlin gepflanzt hat. Ihre Geschichte beginnt kurz nach der Gründung der DDR. Am Anfang stand die sozialistische Idee, durch Musterdörfer den Beweis anzutreten, dass das Landleben gleichwertige Lebensverhältnisse wie in der Stadt bieten kann. 180 solcher Dörfer sollten allein in Mecklenburg-Vorpommern entstehen, nur eines wurde tatsächlich gebaut: Mestlin. Die jüngere Geschichte des Dorfes erzählt viel über die Schwierigkeiten von Orten, in deren Mitte nach der Wende ein Vakuum entstand – und darüber, wie schwierig es selbst für Engagierte ist, daran etwas zu ändern.

„Gleichwertige Lebensbedingungen auf dem Land und in der Stadt – das wäre doch eigentlich immer noch ein sehr spannender Gedanke“, sagt Claudia Stauß im kleinen Saal des Kulturhauses, der immer noch „Gummisaal“ heißt, weil er einst mit Linoleum ausgelegt war. Wie Susanne Reichhard ist auch Claudia Stauß im „Verein Denkmal Kultur Mestlin“ engagiert, der das Ensemble retten will. Doch gleichwertige Lebensverhältnisse: Von nichts könnte Mestlin weiter entfernt sein. Fast eintausend Einwohner hat das Dorf seit seinen besten DDR-Zeiten verloren, die meisten seiner heutigen Bewohner sind Rentner oder arbeitslos. Wer Arbeit hat, pendelt. Das Innenministerium in Schwerin hat einen Experten geschickt, der einen Notplan für den hoffnungslos unausgeglichene Haushalt entwickeln soll. „Mestlin ist ein Musterdorf – was den Aufbruch angeht, aber auch, was den Absturz angeht“, fasst Susanne Reichhard die Situation zusammen.

Und das Kulturhaus, das bis zu 170.000 Gäste aus der ganzen Region anzog, in dem legendäre Ost-Bands wie die *Puhdys* oder *Karat* spielten, Theaterensembles und Orchester gastierten, in dem Jugendweihen und Tanzveranstaltungen stattfanden? Nach der Wende richtete es ein dubioser Unternehmer aus dem Westen zugrunde, der hier eine Großraumdisco eröffnete. Er hinterließ nur wenig von der ursprünglichen Einrichtung, dafür umso mehr Chaos. Dann kamen der Leerstand.

Heute macht Claudia Stauß im Gummisaal Würstchen warm. Der Topf köchelt hinter der kleinen Theke auf einer Elektroplatte, in der Mitte des



Susanne Reichhard trainiert soziale Kompetenzen mit Theatermitteln.

Raumes steht ein einsamer Tisch, an dem zwei Berliner Studenten sitzen. Sie arbeiten bei einer Kunstspedition und bauen eine Ausstellung der Deutschen Stiftung Denkmalschutz auf. Als es deswegen zuvor ein paar Mal kräftig rumpelte, zuckte Claudia Stauß jedes Mal zusammen. Nicht, dass man im Kulturhaus noch viel zerstören könnte, denn das Parkett musste nach einem Wasserschaden rausgerissen werden, die Wandgemälde wurden vom Discobetreiber mit schwarzer Ölfarbe überschmiert und an den Türrahmen blättert die Farbe. Doch wer wie Stauß hier halbe Wochenenden geschuftet hat, um zumindest das Foyer wieder in den Urzustand zu versetzen (in Anlehnung an alte Ost-Traditionen heißen diese freiwilligen Arbeitseinsätze Subbotnik, russisch für Samstag), der liebt dieses Haus.

Claudia Stauß trägt Kleidung, die zum Zustand des Kulturhauses passt: Jeans, einen zerrissenen gelben Kapuzenpulli. Sachen, die dreckig werden dürfen. Geboren wurde die Bühnenmeisterin in Dresden; vor fünf Jahren kam sie der Liebe wegen nach Mestlin. Sie fand ein Dorf, das apathisch

vor sich hindämmerte. Aber sie fand auch eine Gruppe Theaterleute und Schauspieler, die sich gegen eine gewaltige Windkraftanlage wehrte, die neben das Dorf gebaut werden sollte. Sie kämpften und gewannen. Dann meinte ein Mitglied der Gruppe an einem lauen Grillabend, dass man nicht immer nur gegen, sondern auch einmal für etwas sein könnte. Für das Kulturhaus zum Beispiel. „Eine Schnapsidee“, sagt Stauß heute. „Aber wenn ich aussteigen wollte, müsste ich wohl wegziehen.“

Im Juli 2008 gründeten sie den Verein „Denkmal Kultur Mestlin e.V.“, der das Haus sanieren und bespielen will und noch nach einem Konzept für den Rest des Ensembles sucht. Aus dem Landambulatorium könnte beispielsweise ein Hotel werden. Die 13 Mitglieder mussten aber auch schnell feststellen, wie schwer es ist Geld aufzutreiben, um das DDR-Erbe zu erhalten. Für ein Barockschlösschen mögen sich Gönner erwärmen, aber für ein sozialistisches Musterdorf? „Wegschieben“, so wie es manche Dorfbewohner vorschlagen, wird das Ensemble aber niemand. Vergangenes Jahr erkannte die Bundesregierung Mestlin „nationale Bedeutsamkeit“ zu. Ein Jahr nach Gründung realisierte der Verein die erste große Ausstellung: Unter dem Titel „LückenStücke“ wurden kommentiert Kunstwerke präsentiert, die einst im Palast der Republik in Berlin hingen. Kunst ohne Palast für einen Kulturpalast ohne Inhalt. Inzwischen gibt es regelmäßig Ausstellungen. Zuletzt zeigte der Schauspieler Armin Müller-Stahl seine Bilder. Auch, wenn es noch sehr viel zu tun gibt, ist es schon ein großer Erfolg, dass das Kulturhaus überhaupt ab und zu geöffnet ist – nur locken solche Ausstellungen eher Gäste von außerhalb, weniger die Mestliner.

Susanne Reichhard, die Frau, die von der italienischen Piazza träumt, hat sich hingegen eine andere Strategie ausgedacht. Man könnte fast sagen: Sie unterwandert das Dorf, indem sie die wenigen jüngeren Bewohner zum Mitmachen animiert. Reichhard hatte als Schauspielerin mal hier ein Engagement, mal dort. Ihr „Zigeunerleben“, wie sie es nennt, wollte sie irgendwann beenden – und pendelt nun nur noch zwischen Mestlin und Berlin. Reichhard ist eine Frau mit Emotionen, sie kann laut werden, wenn sie etwas aufregt, sie kann über vierzig Minuten lang vergessen, die Zigarette in ihrer Hand anzuzünden, wenn sie ihren Standpunkt klarmachen will.

„Helfen ist hier eine Notwendigkeit, das kann man nicht ausblenden oder wegdrücken“, sagt sie. „Wenn hier niemand Eigeninitiative ergreift, wird nichts passieren.“ Reichhard war schockiert von der Perspektivlosigkeit der Jugend, als sie sah, wie die jungen Leute rumhingen, an der Bushaltestelle saßen, mit Bierflaschen auf dem Bürgersteig – „mein Gott, diese Gesichtchen“. Dass Langeweile und ein Gefühl von Sinnlosigkeit oft Nährboden für nichtdemokratische Verhaltensweisen sind, wusste Reichhard. Doch was würde passieren, wenn die Jugendlichen eine spannende Aufgabe hätten und ihre freie Zeit mit Inhalt füllen könnten? Theater kann hier helfen, dessen war sich die Schauspielerin sicher. Bei ihr wird viel improvisiert, die Jugendlichen spielen, was sie im Alltagsleben bewegt, daraus entsteht dann langsam ein Stück. Und wer sich mit seinen Sorgen spielerisch und künstlerisch auseinandersetzt, muss über sie nachzudenken, kann Handlungsalternativen ausprobieren. Muss sich selbst überwinden, sich vor anderen zu entblößen, muss für sich und andere Verantwortung übernehmen. „Es geht es nicht nur um künstlerische Arbeit“, sagt Reichhard, „im Prinzip trainieren wir hier mit Theatermitteln nichts anderes als soziale Kompetenzen.“

Reichhard machte in der Vergangenheit schon öfters Theaterarbeit mit jungen Menschen. Um Zugang zu den Mestliner Jugendlichen zu bekommen, holte sie eine ihrer alten Truppen aus dem vierzig Kilometer entfernten Malchow, als Türöffner sozusagen. Zwei Wochen probten sie in Mestlin, dann nahm Reichhard all ihren Mut zusammen und sprach die einheimischen Jugendlichen auf der Straße an. Ob sie nicht beim Getränkeauschank oder beim Bühnenbild mithelfen könnten. „Wenn ich irgendwo schon mal eine Scheibe repariert habe, schmeiße ich die doch nicht mehr ein“, sei ihr Kalkül gewesen. Es ging auf.

Heute springen Lisa, Laura, Vivian, Lukas, zwei Alinas und andere Kinder durch den großen, kalten Saal. Wenn die Truppe komplett ist, reicht die Altersspanne von neun bis 22 Jahren. Anfang August hatten sie hier mit ihrem Stück „Meine Mutter ist zur Kur und hat acht Kinder“ Premiere, es erzählt vom Markenterror und Mobbing unter Jugendlichen. Susanne Reichhard versammelt ihre Truppe auf der Treppe, verteilt das, was Kinder dringend brauchen, teilweise aber nur selten bekommen:

Aufmerksamkeit und auch ein bisschen Anerkennung. „Laura, sich auf der Bühne hinstellen und von Einsamkeit zu erzählen, das kostet schon Mut“, sagt sie, ermahnt gleich darauf ein anderes Mädchen, das schon die ganze Zeit herumalbert.

Die Kinder kommen gerade aus der Schule, sind überdreht, die Schauspielerin macht erstmal einige Übungen mit ihnen, um überflüssige Energien ab- und Konzentration aufzubauen. Die Mädchen posieren, sorgen sich um ihre Jeans, die im Bühnenstaub dreckig werden könnten. Lukas, dem einzigen Jungen, der heute da ist, rutscht ständig seine Skaterhose. „Ich bin nie sauer, wenn jemand etwas nicht kann“, sagt Reichhard. „Aber ich werde energisch, wenn die Kids sich nicht konzentrieren und es nicht wirklich versuchen.“

Für die Arbeit und die viele Organisation, die dahinter steht, braucht die Schauspielerin starke Nerven. Genau wie ihre Helfer, die Mutter Conny Vogl etwa, oder der gemütliche Paul. Der junge Einzelhandelskaufmann ist in Mestlin aufgewachsen und als einer der wenigen aus seiner Abschlussklasse geblieben. Seine Eltern und auch schon seine Großeltern haben sich auf Veranstaltungen im Kulturhaus kennengelernt. Vielleicht möchte er deshalb, dass der Bau erhalten bleibt. Dass etwas passiert, Ausstellungen, Veranstaltungen und eben Reichhards Theater, „sonst ist im Ort ja nichts“, sagt er. Dafür erduldet Paul auch stoisch, dass ihm die gackernden Mädchen alberne Mützen aufsetzen, Reichhard schaut amüsiert zu. Denn auch, wenn es manchmal anstrengend ist, wissen beide: Dem Haus, das eigentlich schon lang in Rente geschickt wurde, stehen die Pubertätsposen der Kinder sehr gut.

Mein Paradies, die Pampa

Die Bildhauerin Ines Diederich braucht für ihre Arbeit das Leben in der Natur. Damit ihr das auch in Zukunft gelingt, setzt sie auf Vernetzung.

Wer die Künstlerin Ines Diederich besuchen will, muss einen langen Weg auf sich nehmen. Er führt über Alleen zwischen goldgelben Weizenfeldern entlang, Hügel hinauf, Hügel hinunter. Über enge Straßen, noch engere Straßen, an Seen vorbei, bis schließlich in einer Kurve ein kleiner Fahrweg abgeht. „Vogelsang“ steht auf dem Schild, nach ein paar Hundert Metern liegen dann auf der linken Seite Wohnhaus und Atelier der Bildhauerin. Willkommen in der Pampa. Willkommen im Paradies.

Was man sieht? Backsteinbauten, viel Efeu, viel Grün. Was man hört? Nichts, außer ein paar vereinzelte Vogelrufe, die dem Weiler einst seinen Namen beschert haben dürften. Diese Abgeschiedenheit ist Ines Diederichs Schatz. „Ich hatte schon immer eine starke Sehnsucht nach der Natur“, sagt die 54-Jährige, „nur konnte ich die früher in Berlin nie stillen.“ Dass Ines Diederich das Landleben liebt, sieht man. Auf dem Tisch in der Stube steht ein Strauß selbstgepflückter Blumen, daneben liegt ein Kürbis, ein paar träge Fliegen ziehen ihre seit Generationen angestammten Runden. Die kleinen Fenster gestatten einen Blick in den Garten, der gepflegt vor sich hinwildert.

Doch diese Idylle hat für Künstler wie Ines Diederich auch ihre Tücken: „Wenn jeder einsam auf seiner Scholle klebt, bringt das doch nichts“, sagt sie und streicht etwas trotzig eine Strähne der inzwischen ergrauten Haare hinter das Ohr. Das Paradies, die Pampa – der Widerspruch, den Ines

Diederich aushalten muss, erzählt viel von den Schwierigkeiten, denen Künstler begegnen, die sich in Mecklenburg-Vorpommern niedergelassen haben. Die einerseits das Land lieben, Kraft und Kreativität aus ihm ziehen, aber gleichzeitig in Kauf nehmen müssen, weitab von Galerien, Künstlerzirkeln und Publikum zu wirken.

Ines Diederich ist eine der etabliertesten Künstlerinnen des Bundeslandes, seit 26 Jahren schafft sie in ihrem Vogelsanger Atelier eindrucksvolle Skulpturen, oft abstrakte Frauenkörper, deren Rundungen absurd proportioniert sind, zu denen sie von alten Mythologien inspiriert wird. Wenn Ines Diederich von diesen 26 Jahren Kunst erzählt, dreht sich das Gespräch jedoch nicht nur um Widersprüche und Probleme, sondern auch um mögliche Lösungen. Um Engagement, Zusammenarbeit und Vernetzung.

Als Ines Diederich 1986 nach Vogelsang kam, sieben Kilometer südlich der Kleinstadt Woldegk gelegen, gab es keine Telefonleitung, keine Toilette, kein fließend Wasser. Das Gehöft, „total ruinös“, musste saniert werden, der ehemalige Stall als Atelier hergerichtet und ein Brennofen angeschafft werden. Es war die Spätphase der DDR, die Zeit der Mangelwirtschaft – da half es, dass ihr Lebensgefährte, der in Berlin Theatermeister gewesen war, jetzt als Bauberater arbeitete. Diederich hatte nach der Schule eine Ausbildung zur Keramformerin absolviert, dann an der Kunsthochschule Berlin Bildhauerei studiert. Schon in der Mitte des Studiums drängten sie die Fragen: „Wo siedeln? Wo arbeiten? Wo leben?“ Berlin, das war ihr klar, sollte nicht der Ort sein. Diederich hatte sich in der Großstadt, in die sie als Kind mit ihrem Eltern kam, nie ganz wohl gefühlt. Platz haben, in der Natur leben – ein Förderprogramm der DDR-Regierung zur Ansiedelung von Künstlern in der Provinz machte das möglich. „Die haben das sicher auch gemacht, um uns ein wenig zu dezentralisieren“, meint Ines Diederich. „Nur nicht zu viel Kritiker auf einem Haufen.“

Diederich und ihrem Lebenspartner war das egal. Sie waren froh über die Hilfen für Künstler, über zinslose Kredite, die neugelegte Telefonverbindung. Über die Starkstromleitung für den Brennofen, trotz der die Glühbirnen in Vogelsang immer ein wenig zu flackern begannen, wenn Diederich abends den Ofen anstellte. „Ah, Ines brennt wieder“,



wussten dann die Nachbarn. Neben der Unterstützung gab es die Aussicht auf eine gesicherte Zukunft: Ein Staat, der ständig versuchen musste, seinen Bürgern die sozialistische Idee als eine gemeinsame zu verkaufen, brauchte Denkmäler, Reliefs und Plastiken. „Ich habe denen gesagt, dass wir mit gereckten Arbeiterfäusten niemand hinter mehr dem Ofen vorholen“, erinnert sich Diederich heute mit einem Lächeln. „Das Überraschende war: Ich durfte machen.“

Und Ines Diederich machte. Terrakotta-Plastiken, so wie es ihr Schwerpunkt an der Akademie war. Zunehmend entdeckte sie auch andere Materialien. Holz zum Beispiel, das hier in Vogelsang direkt vor der Tür lag. Die Künstlerin galt auf dem Land „natürlich als Exot“, wurde aber von den Dorfbewohnern nicht gemieden. Nur mit einigen Bauern geriet sie in Streit, wenn die aus „Faulheit ihre Güllefässer in den nahegelegenen See leerten“ oder „aus Blöðheit wieder einmal die Feldgehölze“ absägten. „Ansonsten musste ich mir keine Sorgen machen, nur arbeiten.“

Als die Wende kommt, geht mit der DDR ihr System der Künstlerförderung unter. Bisher war sich Diederich immer sicher, dass sie von ihrer Kunst würde leben können – jetzt bleiben nur Unsicherheit und Zweifel. Ines Diederich beschließt nach langen Diskussionen mit Kollegen, sich arbeitslos zu melden, wenn sie keinen Auftrag hat. Eines Tages klingelt das Telefon. Das Arbeitsamt ist dran, man suche Akademiker, die eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme leiten könnten.

„Um was geht es?“, fragt Ines Diederich.

„Um Landschaftsgestaltung“, sagt die Dame vom Amt.

„Wo?“, fragt Ines Diederich.

„Direkt bei Ihnen in der Ecke, um Vogelsang herum. Wie weit Sie das ausdehnen, wäre Ihre Sache.“

„Ab wann?“, fragt Ines Diederich.

„Bis morgen müssten Sie sich entscheiden.“

Ines Diederich entschließt sich, für ein Jahr die Kunst ruhen zu lassen und das Projekt zu leiten. Sie hat plötzlich über hundert Leute, die für sie arbeiten. Bauern aus der Region, der ehemalige Parteisekretär des Ortes.

„Genau die, denen ich früher die Motorsäge aus der Hand gerissen habe. Bei denen ich Angst hatte, dass sie mir irgendwann das Haus anzünden.“ Ines Diederich muss lachen, wenn sie daran denkt, welchen Sinn für Ironie das Leben manchmal zu haben scheint. Während die Bauer lernen, wie man richtig Bäume pflanzt, lernt die Bildhauerin das Organisieren. Aus der Künstlerin, die bisher am liebsten nachts und alleine bei guter Musik in ihrem Atelier gearbeitet hat, wird eine Managerin, eine Koordinatorin. Eine Fähigkeit, die sie ein Jahrzehnt später wieder für sich und andere nutzbar macht. In der Zwischenzeit hat Diederich viel ausprobiert, sich in der in Deutschland noch jungen LandArt einen Namen gemacht, hat nachgeholt, was ihr an Arbeitsurlauben zu DDR-Zeiten nicht möglich war. Sie hat mit neuen Materialien und Formen gespielt, außerdem zwei Kinder groß gezogen. Ein Leben, das künstlerisch erfüllt, aber wirtschaftlich nicht immer einfach war. Eines Tages im Jahr 2003 sitzt Ines Diederich mit einer Kollegin zusammen, den beiden Frauen tut es gut, ihre Probleme beieinander abzuladen. Ihnen fällt auf, dass es so ziemlich die gleichen sind: Familie und Job zu koordinieren, als Künstlerin in einem strukturschwachen Gebiet zu wirken, das Gefühl, als Einzelkämpferin auf zwar sehr schöner, aber auch sehr weiter Flur zu stehen.

„Wir müssen Netzwerke schaffen“, denken sie – und beginnen zunächst mit fünf weiteren Kolleginnen an einem Thema zu arbeiten, einfach nur, um die Kraft einer Gruppe um sich herum zu spüren. Ines Diederich besinnt sich schließlich der Maßnahmen-Zeit und wird bei der Gleichstellungsbeauftragten der Staatskanzlei vorstellig. Sie rennt offene Türen ein, „das Gender-Thema war damals im Fokus der EU-Förderpolitik, da haben wir gut reingepasst“. Die Künstlerinnen bekommen zudem Fördermittel vom Frauenbildungsnetz, vom Land – und bald steht das Projekt „Die Kunst, von Kunst zu leben“, über das sich Ines Diederich nicht zu sagen scheut: „Das hatte Dimensionen, die Mecklenburg ein Stück verändert haben.“

Zum einen gründen sich vier Regionalgruppen mit bis zu 25 Teilnehmerinnen, die gemeinsam ein Thema bearbeiten und Ausstellungen, Events und Performances dazu organisieren. Zum anderen geht es, wie der Name des Projektes schon andeutet, um ganz praktische Hilfe zur

Selbsthilfe: Wie vermarkte ich mich? Wie präsentiere ich mich im Netz? Wie sollten Verträge aussehen, welche Möglichkeiten habe ich steuerlich? Seminare sollen Antworten auf diese Fragen geben, die männlichen Kollegen gucken neidisch. Ines Diederich, damals parallel auch im Vorstand des Künstlerbundes des Landes, antwortet ihnen: „Dann denkt euch was aus! Werdet aktiv! Helft euch selbst!“

Die Anleitung zur „Kunst, von Kunst zu leben“ geht inzwischen ins siebte Jahr. Ines Diederich hat sich mittlerweile ein wenig zurückgezogen. „Es ist Zeit, mich wieder etwas mehr auf mich zu konzentrieren“, denn eigentlich sei sie Künstlerin, keine Funktionärin. Da ist die Idee, endlich mal mit Beton zu experimentieren, „etwas Großes, aber ganz Dünnes, Filigranes“ zu schaffen. Da sind die Collagen, mit denen sie in letzter Zeit angefangen hat, die Steine, von denen „einige schon lange darauf warten, dass ich Hand anlege.“

Und da ist natürlich der Garten. Denn ganz kann es Ines Diederich nicht lassen: „Kunststück Garten“ heißt ein neues Projekt, das sie mit drei Kolleginnen betreibt. Sie haben Flyer gedruckt, eine Reiseroute ausgetüfelt und öffnen nun zweimal im Jahr ihre Ateliers, um Kunstinteressierten ihre Arbeit und vor allem auch ihre liebevoll angelegten Gärten zu zeigen. Damit in der Region und darüber hinaus die Aufmerksamkeit für sie steigt und auch, um in Kooperation mit Kulturtouristik-Unternehmen Gäste anzulocken. Raus aufs Land, den langen Weg. In die Pampa, die auch Paradies sein kann.

Moritz Baumstieger im Gespräch mit Matthes Günther

„Man muss sich seine Perspektive selbst schaffen“



Matthes Günther

Matthes Günther lernte im Grundschulalter Tenorhorn an der Kreismusikschule in Waren an der Müritz, weil das gerade im dortigen Orchester gebraucht wurde. Heute, mit 24, spielt er Posaune, studiert das Instrument an der „Hochschule für Musik und Theater Rostock“ – und hat sein eigenes Orchester. Günther ist stellvertretender Vorsitzender des „junge norddeutsche philharmonie e.V.“, dem Trägerverein eines überregionalen Ensembles, das sich seit drei Jahren anspruchsvollen Projekten mit teils hochrangigen Gastsolisten widmet. Gegründet wurde das Orchester von einem Kreis engagierter junger Musiker, die es bis heute in ihrer Freizeit leiten.

Herr Günther: Sie studieren und Ihre Wochenenden sind allein schon wegen einer Fernbeziehung ausgefüllt. Wieso gründet man dann auch noch ein Orchester?

Nicht, weil man zu wenig zu tun hat. Die Idee entstand, als meine Freunde und ich 2009 langsam zu alt für das Landesjugendorchester Mecklenburg-Vorpommern wurden. Da kam die Frage: Wie wäre es denn, ein eigenes Orchester zu haben? Wir hatten ein gewisses Niveau erreicht, suchten nach Anknüpfungspunkten. Und wollen selbst bestimmen, wann und wo wir spielen – und vor allem auch was.

Und dann haben Sie einfach angefangen?

Wir haben uns sieben Leute gesucht, die man braucht, um einen Verein zu gründen, Konzepte geschrieben, Förderanträge gestellt. Dann ging es plötzlich nicht mehr zurück.

Sieben Leute machen nun noch kein Orchester.

Wir haben das Netzwerk der Musiker ergründet, mit denen wir schon gespielt hatten, im Prinzip ist jeder sein Handy durchgegangen. Ausschlaggebend war für uns, dass die Musiker entweder aus Mecklenburg-Vorpommern kommen oder an einer norddeutschen Musikhochschule studieren.

Was wollten Sie denn unbedingt spielen?

Die Fünfte von Mahler, das war unser Traum. Eine fette Symphonie, gut für den Einstand. So ein Projekt zieht Musiker an und erzielt auch eine mediale Reichweite.

Man könnte so ein Projekt auch fast ein wenig größenwahnsinnig nennen. Wie hat die Musikszene reagiert?

Für unsere Förderanträge vom November 2009 hatten wir schon im Januar die ersten Zusagen, etwa vom NDR. Auf musikalischer Seite hat unser ehemaliger Dirigent vom Landesjugendorchester, Stefan Malzew, Starhilfe geleistet, indem er mit der Neubrandenburger Philharmonie und vierzig Leuten von uns im Juni 2010 Mahlers Achte aufgeführt hat. So haben wir schon bei den Festspielen Mecklenburg-Vorpommern gespielt, bevor wir den Orchesterbetrieb richtig aufgenommen hatten. Seitdem vermitteln uns die Festspiele ihre Preisträger als Gastsolisten.

Warum haben Sie offene Türen eingerannt?

In unserem Bereich gibt es nicht allzu viele andere Projekte. Und im Nachhinein muss ich sagen, haben wir uns nicht ganz ungeschickt angestellt:

Wir sind zu den Förderern gefahren und haben uns vorgestellt, als einzige Antragsteller. Drei 21-Jährige, die ein Orchester gründen wollen – das hat einen Eindruck gemacht.

Ein Motiv von Ihnen war, endlich die Musik spielen zu können, die Sie spielen wollten. Gab es noch andere Gründe für Ihr Engagement?

Uns war wichtig, die Lücke zwischen den Jugendorchestern und den Profis zu füllen. Bei uns spielen junge Profis, Musikstudenten und hochtalentiertere Laien – vor allem letztere können in unseren Kooperationsprojekten lernen, wie professionelle Abläufe funktionieren: Wie man eine gute Leistung bringt, auch wenn die Probezeit kurz war. Oder die Freundin daheim krank im Bett liegt.

Ist Ihr Engagement auch eines für ihre Heimat, die als strukturschwach gilt und zu kämpfen hat?

Am Anfang eher nicht. Doch irgendwann merkten wir, wie viele Musiker und Zuhörer wir erreichen – und dass es da in der Gesellschaft offenbar ein Bedürfnis für das gibt, was wir tun. Inzwischen spüren wir eine gewisse Verantwortung dafür, dass unser Projekt mit Anspruch weitergeht.

Wie erhalte ich ein Orchester am Leben, dessen Mitglieder teilweise über Deutschlands Grenzen hinaus verstreut sind?

Das kann bei uns nur projektweise funktionieren. Jedes Jahr nehmen wir uns drei bis fünf Arbeitsphasen vor, dafür rekrutieren wir die Musiker, insgesamt können wir auf vielleicht dreihundert zurückgreifen. Wer Zeit hat, kommt und spielt. Diesen Sommer haben wir eine Woche geprobt, sind dann fünf Tage auf Konzertreise gegangen.

Sportlich.

Klar. Aber wir setzten natürlich voraus, dass sich die Musiker einigermaßen vorbereitet haben. Nur so können wir auf hohem Niveau einsteigen und das noch steigern.

Würden Sie gerne in Mecklenburg-Vorpommern bleiben?

An der Gegend liegt mir viel, aber davon mache ich meine Perspektiven nicht abhängig. Ein Job hier in der Region, der ein bisschen schlechter bezahlt ist als im Westen – das wäre okay.

Einfach wird das sicher nicht.

Als Musiker in Mecklenburg-Vorpommern ist es nicht so rosig. Ich könnte bei einem der vier Orchester des Landes landen, falls da je eine Stelle für Posaunisten ausgeschrieben wird. Aber das wird wohl nicht passieren, dort werden eher Stellen abgebaut.

Was wären die Alternativen?

Man muss sich schon sehr kreativ anstellen, um in unserem Genre seinen Lebensunterhalt zu verdienen, es gilt, sich seine Perspektive selbst zu schaffen. Vielleicht im Bereich des Kulturmanagements, das fände ich einerseits persönlich spannend. Andererseits könnte man einen Beitrag leisten, um die Mecklenburger Idylle nicht zur Einöde werden zu lassen.

Ihre Herbstaktion läuft unter dem Titel „Verfemte Musik“ – was hat es damit auf sich?

Stücke von Komponisten, die im Dritten Reich verboten waren, werden auf einem Festival gleichen Namens dargeboten. Wir spielen das Eröffnungskonzert. Dirigent wird Kiril Stankow, unser Solist Raphael Wallfisch sein, der Sohn einer Holocaust-Überlebenden.

Ein explizites Statement gegen die Mecklenburger Neonazi-Szene?

Der Landesverband der Orchesterorganisation Jeuneusses Musicales veranstaltet dieses Festival seit einiger Zeit, sie haben uns eingeladen. Wir hätten unseren Beitrag gerne noch einmal an einem Extra-Termin aufgeführt, als Ausrufezeichen: Wir spielen in Mecklenburg-Vorpommern „entartete Musik“ – obwohl und gerade weil wir hier das entsprechende Milieu haben.

Leider hat eine zweite Aufführung aus Termingründen nicht geklappt.

Nervt es, sich als Mecklenburger ständig für Nazis rechtfertigen zu müssen?

Nein, ich weiß ja, was die Leute für ein Bild mitbringen, wenn sie zu uns zum Musizieren kommen. Und ich verstehe sie, denn das Naziproblem bekomme auch ja ich durchaus mit, vor allem durch die Presse. Zuhause merke ich das hingegen kaum. Da sehe ich eher die schöne, dorfige Attitüde.

Und was denken die Gäste, wenn sie dann mal hier waren?

Sie nehmen die Schönheit der Natur als Privileg wahr, für die ist das hier Erholung. Auch, wenn Mecklenburg-Vorpommern auf sie eher arm wirkt, wie etwa im Hinblick auf die Infrastruktur.

Für die Infrastruktur in der Musikszene gilt das auch teilweise...

Stimmt. Aber andererseits ist es ja sehr belebend, wenn man alles so gestalten kann, wie man will. Und wir haben die große Gelegenheit, wahrgenommen zu werden – in Ballungszentren wäre das viel schwieriger.

Trotzdem verlangt Ihnen das viel Pionierarbeit ab. Würden Sie sich nicht manchmal wünschen, dass frühere Generationen etwas mehr Vorarbeit geleistet hätten?

Natürlich schütteln wir oft den Kopf darüber, dass es vielen Einrichtungen im Kulturbereich so schwer gemacht wird und dass sie sich selbst vieles schwerer machen als nötig. Aber mich über die Fehler der Vergangenheit zu beschweren, wäre mir zu rückwärtsgewandt. Ich versuche, es eher so zu sehen: Wir haben viel Raum. Und deshalb die Möglichkeit, etwas aufzubauen.

Das Kultur-Cluster

Wenn es um Mecklenburg-Vorpommern geht, fällt meist schnell das Schlagwort „Abwanderung“. Doch es gibt auch Menschen, die den Weg in die andere Richtung beschreiten – das Beispiel des Dorfes Rothen zeigt, was eine Gruppe Zugezogener bewegen kann.

Die Kunst muss raus, bald kommen die Äpfel. Wo jetzt noch abstrakte Gemälde der Rostocker Malerin Grit Sauerborn hängen, werden Tine Schröter und ihr Mann Wolf bald die Mostpresse aufstellen und gegen ein Entgelt Äpfel zu Saft machen. Die beiden sind Kunsthandwerker, Wolf flicht Körbe und zimmert massive Eichenmöbel, Tine färbt und entwirft Kleider aus Wolle und Seide. „Ich bin eine, die am liebsten alles bunt macht“, sagt sie. Neben den eigenen Produkten stellt das Ehepaar jede Saison Werke von acht anderen Kunsthandwerkern aus, aus dem Obergeschoss ihrer „Rothener Mühle“ wird eine kleine Verkaufsausstellung. Im Erdgeschoss hingegen hängt Kunst; Eröffnung und Finissage werden mit Konzerten, Lesungen oder Theater gefeiert. „Wir haben hier unseren Traum verwirklicht“, sagt Tine Schröter – aber dass man von Träumen allein nicht satt wird, merkten die beiden schnell. Deshalb die Sache mit den Äpfeln.

Wolf und Tine Schröter kamen 1983 aus Ostberlin in die Region, seit 1985 wohnen und arbeiten sie in der kleinen Mühle unterhalb des Dorfes. „Rothen, das war früher: Rentner füttern ihre Hühner“, so Tine Schröter. Heute schaut das anders aus: Ein paar hundert Meter von der Mühle entfernt haben sich weitere Menschen niedergelassen, die sich hier in der Provinz mit Kunst und Kultur etwas aufgebaut haben. Im Gutshaus gibt es geschmackvolle Ferienwohnungen, und unten im großen Saal veranstaltet

der Besitzer Christian Lehsten gelegentlich Konzerte von Klassik bis Jazz. Gleich gegenüber betreibt Richard Scherer das Bistro „Zur Rothen Kelle“, das mit Retro-Chic und ausgefallener Speisekarte auch in Berlin-Kreuzberg seine Gäste finden würde. Im Gebäude der „Kelle“ befinden sich neben einem Veranstaltungsort auch die Werkstätten der Schreiner Ulrike Steinhöfel und Achim Behrens sowie die der Bildhauerin Takwe Kaenders, der Vorsitzenden des Vereins, der den Betrieb im Haus zusammenhält.

Wenn Politiker vom Aufbau Ost sprechen, bemühen sie gerne das Wort Cluster. Dahinter verbirgt sich die Idee, Betriebe aus ähnlichen Branchen an einem Fleck anzusiedeln, in der Hoffnung, dass sie kooperieren und sich ergänzen, dass sie sich gegenseitig stützen und ihr Erfolg vielleicht irgendwann in die Region ausstrahlt. Aus dem Dörfchen Rothen ist so ein Cluster geworden. Keiner für Hochtechnologie, sondern einer für Kunst, Kultur und Kunsthandwerk. Bei dem nicht die Politik Anschubhilfe geleistet hat, sondern ein bunter Haufen Zugezogener.

Seit der Wende ist die Bevölkerung Mecklenburg-Vorpommerns um 290.000 Personen auf jetzt 1,6 Millionen gesunken. Einerseits, weil mehr Menschen starben als geboren wurden, andererseits, weil über 850.000 Menschen abwanderten. Dass aber seit 1990 auch fast 670.000 Menschen in das Bundesland gezogen sind und somit nicht nur die Statistik, sondern auch das alltägliche Leben in Mecklenburg-Vorpommern stützen, wird oft vergessen.

Tine und Wolf Schröter gehören nicht zu den Nachwende-Ankömmlingen, sie kamen schon zu DDR-Zeiten. Weil sich die Stasi zu sehr für die Dachboden-Ausstellungen und die Friedensgespräche interessierte, die sie mit Freunden organisierten, wurde den beiden irgendwann klar: „Wir steigen aus“. Für 6000 Ostmark kauften sie die heruntergewirtschaftete Mühle, die kaum zu sehen war, so hoch standen die Brennesseln auf dem Grundstück. Und ohne es geplant zu haben, legten die beiden so den Grundstein für das Kultur-Cluster, das sich in Rothen durch weitere Zugezogene bilden sollte.

Christian Lehsten kam zu einer ganz anderen Zeit nach Rothen – und aus ganz anderen Gründen. Nach langer Zeit in München suchten der heute

65-jährige Fotograf und seine 51-jährige Frau Gabriele im Jahr 2004 ein Domizil auf dem Land, doch ihre Vorstellungen und der überbeuerte bayerische Immobilienmarkt waren einfach nicht in Einklang zu bringen.

Die beiden erinnerten sich an ihre Urlaube in Mecklenburg, fanden das alte Gutshaus in Rothen, einigermaßen gut erhalten, sehr schön oberhalb eines kleinen Sees gelegen – und fanden hier auch das „Wohlfühlumfeld“, das ihnen wichtig war. Die Schröters mit ihrer Mühle, der damals noch junge Verein „Rothener Hof“: „Wir haben schnell gemerkt, dass wir hier mit Gleichgesinnten etwas auf die Beine stellen können.“ Gabriele von Lehsten, Goldschmiedin, richtete sich im Gutshaus ihre Schmuckwerkstatt ein, die oberen Stockwerke wurden für Gäste ausgebaut. Christian Lehsten verwirklichte seinen lang gehegten Fotografentraum, einmal eine gesamte geografische Einheit zu porträtieren und klopfte an die Haustüren im Dorf. Wenig später hingen an den Wänden des Gutshaus Schwarz-Weiß-Aufnahmen von fast allen Dorfbewohnern und Lehsten freute sich, dass viele der Alteingesessenen bei der Ausstellungseröffnung zum ersten Mal seit Jahren wieder miteinander ins Gespräch kamen. Seitdem öffnet er sein Wohnzimmer mit dem edlen Parkett und den stilvollen Antikmöbeln immer wieder, früher fanden hier Jugendweihen und Maifeiern der Dörfler statt. „Das Leben eines abgeschotteten Gutsherren will ich nicht führen“, sagt er, deshalb trennt auch kein Zaun das Grundstück ab. Schon allein, weil der einzige Zugang zum See über Lehstens Wiese läuft.

Nur ein paar Meter hinter der zaunlosen Grundstücksgrenze sitzen die beiden Schreiner Ulrike Steinhöfel und Achim Behrens auf den bunt gestrichenen Stühlen der „Rothen Kelle“. Behrens ist 51, trägt einen weißen Spitzbart zur Strubbelfrisur, hat eine knorrige norddeutsche Intonation. Steinhöfel, die sich mit ihm eine Werkstatt teilt, stammt aus Thüringen und ist 16 Jahre jünger. Eine schlanke Frau, die blonden Haare sind hochgesteckt. Die beiden sind ebenfalls Mitglieder im Verein „Rothener Hof“, Behrens ist stellvertretender Vorstand. Er erzählt, wie sie vor zehn Jahren der Gemeinde den ehemaligen Kuhstall des Gutes für eintausend Euro abkauften und ihn seitdem renovieren. Auf dem vierhundert Quadratmeter großen Dachboden veranstalten sie Ausstellungen und Konzerte, Kinderzirkusprogramme, in 2012 auch erstmals eine politische Woche, bei der bedingungslos

Grundeinkommen und Rechtsradikalismus diskutiert wurden. Hinter dem Gebäude haben sie einen Kräutergarten angelegt, im Herbst kommen zwischen zwei- und dreitausend Menschen, wenn der Verein seinen Markttag abhält, bei dem jeder aus der Region seine Waren anbieten kann. Steinhöfel und Behrens arbeiten als selbstständige Schreiner, Behrens baut zudem Bogen. Sie erzählen, wie hier sie in Rothen voneinander profitieren. Oft schauen etwa Gäste aus dem Gutshaus vorbei, die im Urlaub Zeit und Muße haben. „Wir verkaufen nicht einfach Möbel“, sagt Ulrike Steinhöfel, „wir verkaufen natürlich auch ein Lebensgefühl. Und einen Tisch, den der Käufer bei uns im letzten Winkel Mecklenburgs gefunden hat, verbindet er mit einer unverwechselbaren Geschichte.“

Christian Lehsten stößt mit einem Tablett Cappuccino-Tassen dazu, „der einzige vernünftigen Kaffee, den sie hier in der Gegend kriegen“. Bald diskutieren die drei über ihr Landleben, das sie weder als Künstlerkolonie noch als Landkommune beschreiben würden. Es sei einfach ein Zusammenschluss von Leuten, die Ähnliches wollen und denken. Und die sich zusammensetzen und die Differenzen ausdiskutieren, wenn es mal nicht so ist.

Natürlich könnte die Hilfe aus der Region größer sein. „Ab und zu schaut die Bürgermeisterin vorbei und nickt wohlwollend. Nach dem Motto: ‚Nun siegt mal schön. Mehr kommt da nicht‘, sagt Lehsten. „Aber die tolerieren uns doch ganz gut“, meint hingegen Behrens, „und schmücken sich inzwischen auch gern mit unseren bunten Indianerfedern.“ Dafür unterstützen viele Auswärtige den Verein, ehemalige Feriengäste aus dem Gutshaus werden Fördermitglieder, die 2011 verstorbene Schriftstellerin Christa Wolf spendete immer wieder. Ein wenig bereitet es Behrens Sorgen, dass der Verein überaltern könnte, andererseits, ergänzt Lehsten, hätten die Mitglieder eine hohe Verbindlichkeit dabeizubleiben: „Weil die persönliche Arbeit eines jeden von uns mit dem Projekt verknüpft ist.“ Die Region zu beleben und aufzuwerten, dieser missionarische Anspruch sei nicht Hauptgrund ihres Engagements, „es wäre einfach ein Frevel, die Möglichkeiten hier nicht zu nutzen“, sagt Lehsten. Aber wenn die Plakatiertruppe der NPD wie in den letzten Jahren um Rothen einen großen Bogen machen – „nicht, weil wir die Plakate abreißen, sondern weil



Zwischen Kunst und Apfelsaft – die Rothener Mühle

sie wissen, dass sie hier nichts holen können“, wie Achim Behrens grinsend anfügt – dann freut das die Mitglieder natürlich.

In der Rothener Mühle zeigt Tine Schröter derweil zwei hessischen Radfahrern die Ausstellung, vorne auf dem Parkplatz hält ein schon fast antiker Triumph-Cabrio mit Rosenheimer Kennzeichen, dessen Kofferraum-Deckel mit Expandern zugehalten wird. Das Paar macht einen Roadtrip durch Mecklenburg, hat von der Kunstmühle gehört.

Hinter der stehen unterdessen schon die Paletten mit den Flaschen für den Most. Früher habe sie das Saftgeschäft immer möglichst von ihrer eigentlichen Berufung ferngehalten, sagt Tine Schröter. Um – mehr im übertragenen, als im Wortsinne – die hohe Kunst nicht mit profanem Apfelsaft zu beflecken. Heute sieht sie das anders. Denn im Gegensatz zu den Kulturtouristen kommen die meisten Einheimischen wegen der Presse, schauen sich aber oft interessiert einige Werke im ersten Stock an, während sie auf ihren Saft warten. Und so strahlt das Kunst-Cluster Rothen im Herbst zusätzlich wegen der Äpfel in seine Umgebung. Auch, wenn die eigentlich nur als Nebenerwerb gedacht waren.

Die Autoren



Dr. Wolf Schmidt

Geboren 1952 in Warin/Mecklenburg, aufgewachsen und Abitur in Wuppertal. 1971-2010 wohnhaft in Hamburg, dort Studium der Geschichte, Politikwissenschaften, Erziehungswissenschaften, Philosophie. 1981-2008 Körber-Stiftung (seit 1987 in Geschäftsführungspositionen, 2001 bis 2008 Vorstand). Gründungsmitglied und Vorsitzender der Hamburger Alumni der Studienstiftung des deutschen Volkes e.V. 1999-2010. Kuratorium Studienstiftung des deutschen Volkes e.V. und der Stiftung Mitarbeit. Vorstand Leonardo-Stiftung (Basel) 2006-2008. Vorsitzender EUSTORY AISBL (Brüssel) 2008-2010. Lehrtätigkeit in der Ausbildung von Stiftungsmanagern an der European Business School (Oestrich-Winkel) seit Beginn des Programms. Stifter und Stiftungsratsvorsitzender der Mecklenburger AnStiftung und Sprecher des Landesnetzes der Stiftungen in MV. Betreibt in Dobin am See das Beratungsbüro PhiPolisConsult für Stiftungspraxis.



Moritz Baumstieger

Geboren 1982 in München. Studium der Geschichte, Politik- und Islamwissenschaften in Köln. Anschließend Ausbildung zum Redakteur an der Deutschen Journalistenschule in München. Nach Studienaufenthalten in Ägypten, Israel und den palästinensischen Autonomiegebieten lebt er als freier Autor in seiner Heimatstadt. In seiner Arbeit widmet er sich einerseits den Themenkomplexen Naher Osten und Islam in Europa, andererseits deckt er die gesamte Bandbreite gesellschaftlichen Lebens in Deutschland ab. 2010 ausgezeichnet mit dem Deutschen Journalistenpreis.

Der Fotograf

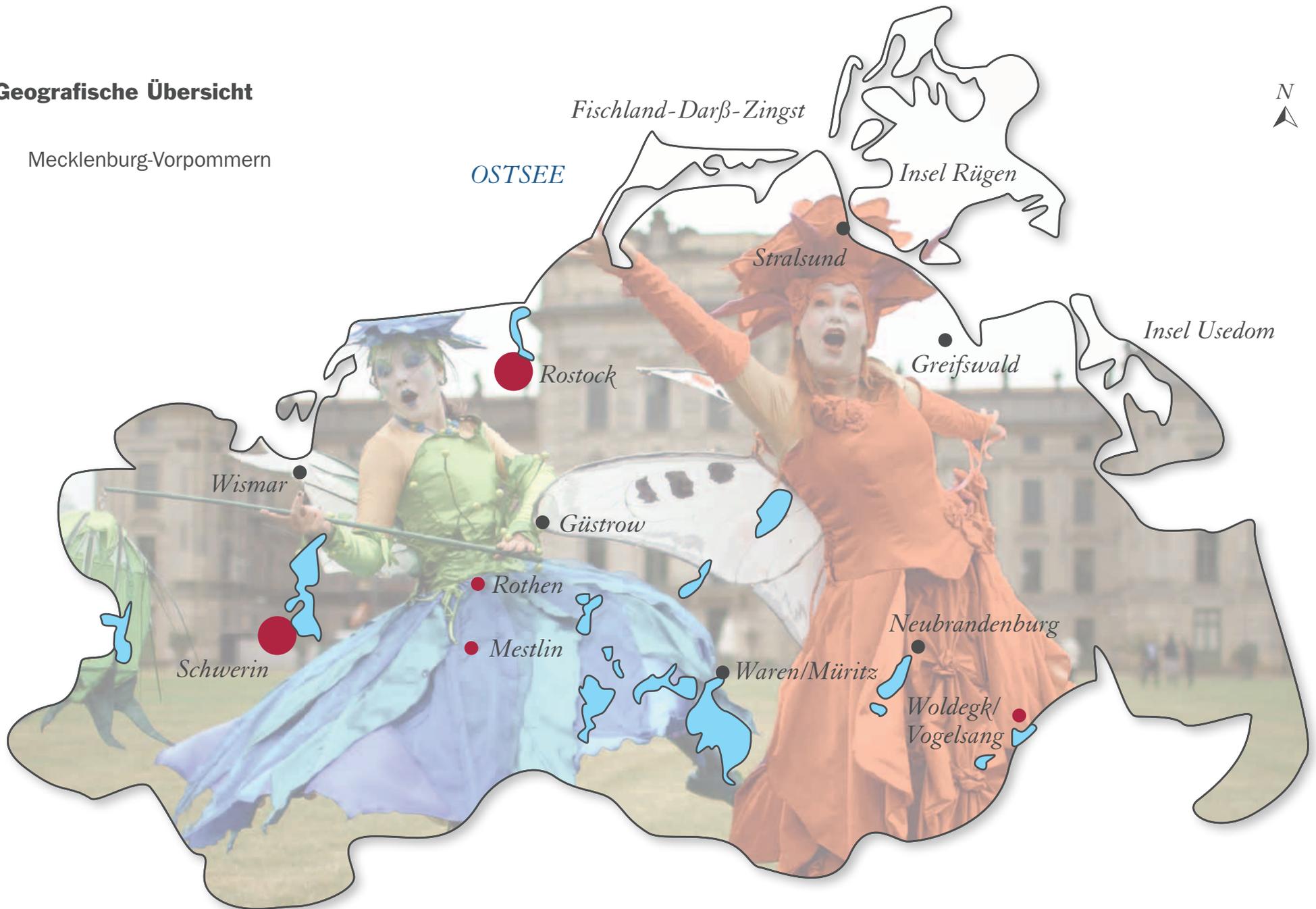


Mika Schmidt

Geboren 1979 in Homberg/Efze. Studium der Kulturwissenschaften und ästhetischen Praxis sowie Fotografie und Dokumentarfilm in Hildesheim. Seit über zehn Jahren als Fotojournalist, Pressefotograf und Filmemacher für verschiedene Institutionen und Agenturen national wie auch international tätig. Sein bevorzugter Interessenschwerpunkt sind die Post-Konfliktstaaten dieser Welt, vor allem die Länder von Subsahara-Afrika und Zentralasien. Dort bereiste er mehrfach Afghanistan, die Demokratische Republik Kongo, Ruanda, Uganda und die Elfenbeinküste sowie eine Vielzahl weiterer Länder auf dem afrikanischen Kontinent.

Geografische Übersicht

Mecklenburg-Vorpommern



Die Herbert Quandt-Stiftung

Den Bürger stärken –
die Gesellschaft fördern

Gestiftet als Dank für die Lebensleistung des Unternehmers Dr. h.c. Herbert Quandt setzt sich die nach ihm benannte Stiftung für die Stärkung und Fortentwicklung einer freiheitlichen und solidarischen Gesellschaft ein. Ausgangspunkt ihres Handelns ist die Überzeugung, dass die Bindekräfte zwischen den verschiedenen Milieus, Kulturen und Generationen in der Initiativkraft des Einzelnen und die Einsatzbereitschaft für andere begründet sind. Die Stiftung will mit ihrem Wirken dazu beitragen, das Ideal einer eigenständigen Bürgerschaft zu fördern: Sie möchte Menschen jeden Alters und jeder Herkunft anregen, ihre individuellen Begabungen zu entfalten und Verantwortung für sich sowie für das Gemeinwesen zu übernehmen.

Die Stiftung ist grundsätzlich operativ tätig. Sie greift gesellschaftspolitische Themen in Form von längerfristigen Programmen und Projekten auf, erschließt sie in Kooperation mit der Wissenschaft, entwickelt praktikable Lösungsansätze und bringt sie in das Bewusstsein der Öffentlichkeit und der Politik. Sie möchte damit auch die politische Kultur unseres Landes fördern. Dabei setzt die Herbert Quandt-Stiftung auch auf Bündnisse mit anderen Institutionen und Organisationen, um den gesellschaftlichen Dialog zu befördern und andere zu ermutigen, die Anliegen der Stiftung aufzunehmen und weiterzutragen.

Mecklenburg-Vorpommern hat eine Tradition der Abwanderung. Die Menschen gingen aus Abenteuerlust fort wie der Troja-Entdecker Heinrich Schliemann – oder aus purer Not. Heute schrumpft die Bevölkerung aufgrund des demografischen Wandels und aus wirtschaftlichen Gründen.

Allerdings gibt es auch viele, die kommen und bleiben – gerne sogar. Dazu zählen besonders Künstlerinnen und Künstler, deren Engagement zum Teil weit über das Bundesland hinausstrahlt. Kann Kultur und Kulturpolitik also zur Identität des Landes beitragen, das Lebensgefühl im Nordosten verändern, dem Land einen Kick in die Zukunft geben?

Dr. Wolf Schmidt, Stiftungsberater, Kulturexperte und Stiftungsratsvorsitzender der Mecklenburger AnStiftung hat in seinem Essay eine „Kunst des Bleibens“ entworfen, die Kultur als Teil der Landesentwicklungsstrategie für Mecklenburg-Vorpommern neu definiert.

Ein innovativer Ansatz, der aber nicht nur für den Nordosten Deutschlands gilt, sondern übertragbar ist. Denn eine gezielte Kulturpolitik kann den ländlichen Raum auch in anderen Teilen der Bundesrepublik nachhaltig befruchten.

Herbert Quandt-Stiftung
Am Pilgerrain 15
D-61352 Bad Homburg v. d. Höhe
Tel: +49 (0) 6172 404-500
Fax: +49 (0) 6172 404-545
www.herbert-quandt-stiftung.de